

Nora Berend: *Stephen I, the First Christian King of Hungary*. From Medieval Myth to Modern Legend. (Oxford Studies in Medieval European History.) Oxford University Press. Oxford 2024. 272 S. ISBN 978-0-19-888934-2. (€ 109,95.)

Nora Berend, eine der führenden ungarischen Mediävistinnen, die seit nahezu zwei Jahrzehnten an der University Cambridge tätig ist, hat die erste auf Englisch verfasste Monografie über den Hl. Stephan, den ersten König von Ungarn (997–1038) vorgelegt. In ihrer Arbeit unternimmt sie den erfolgreichen Versuch, unseren Wissensstand über diese frühmittelalterliche Persönlichkeit zu umreißen und das Leben und Nachleben des Hl. Stephan kritisch zu analysieren. Dabei zeigt B. auf, dass der Hl. Stephan die Geschichte des ungarischen Königtums maßgeblich geprägt hat.

Die Autorin hat ihr Werk im Anschluss an die Einleitung in vier größere Kapitel aufgeteilt: zu dessen angeblichen Hauptantagonisten Koppány (Cupan), zu Stephans Nachleben nach dem Zweiten Weltkrieg anhand des Beispiels einer ihm gewidmeten Rockoper, zu den Reliquien und zu der Stephanskronen. Die Einleitung bietet eine kurze Einführung in die Rolle, die der Hl. Stephan in der Geschichte Ungarns spielte, wobei jedoch die ältere Historiografie sowie die politischen Diskurse seit dem späten 11. Jh. vernachlässigt werden. Der Kult wird lediglich als Teil des politischen Programms dargestellt, das die Legitimität von König Ladislaus I. (1077–1095) und der Arpaden unterstützen sollte und sich zunehmender Beliebtheit erfreute. Die Popularität des Kultes führten dazu, dass die kirchlichen Institutionen und Adelsfamilien ihre eigene Geschichte mit der des Hl. Stephan verknüpften und angebliche Schenkungen durch ihn konstruierten. Im 13. Jh. erfolgte seine Wandlung zum Begründer des Königreichs Ungarn und zu dessen Apostel. Einleitung und erstes Kapitel sind einerseits der Dämonisierung und andererseits der Heroisierung des Hl. Stephan, besonders in der nationalen ungarischen Historiografie, gewidmet. Im dritten Kapitel wird analysiert, wie der Kult des Hl. Stephan entstanden ist und zur Entstehung der transpersonalen Vorstellung des Königreichs Ungarn beigetragen hat.

B. stellt in Ihrer Analyse des Wirkens Stephans einen engen Bezug zu Koppány her, einem in mittelalterlichen Quellen genannten Gegner Stephans, sowie zu dessen Fortleben in der modernen Historiografie. Beide Phänomene identifiziert die Vf. als literarische Konstrukte. Koppány wurde erstmals um 1280 von dem ungarischen Chronisten Simon de Kézai erwähnt, während die zeitgenössischen Quellen die Konflikte zwischen dem Hl. Stephan und den magyarischen Fürsten beschrieben, ohne Koppány zu erwähnen. B. dekonstruiert die Belege für dessen angebliche Existenz Schritt für Schritt und stellt auch die umfangreiche ungarische Historiografie zu den sog. Ur-Gesta vor. Diese sind eine nicht überlieferte Quelle für ungarische Chroniken und *Gesta* des 13. bis 15. Jh., die üblicherweise auf die Jahre um 1100 datiert wird. Indem B. die Episode von Koppánys Hinrichtung – späteren Quellen zufolge wurde er gevierteilt und seine Überreste in wichtigen Zentren Ungarns ausgestellt – im Detail analysiert, zeigt sie die Reichweite der dabei verwendeten Analogien. B. klärt nicht nur die zeitliche Einordnung der dabei erwähnten Orte, sondern geht auch der Frage nach, ob sich in der Darstellung der Hinrichtung die Sitten der Wolgabulgaren (und von Nomaden generell) widerspiegeln, wie sie in den Quellen von Ibn Fadlan (um 910) beschrieben werden. B. warnt vor Versuchen, aus fragwürdigen Intentionen heraus eine Geschichte von Koppány zu konstruieren, da seine Existenz in den Quellen nur unzureichend überliefert ist.

In ihrer Analyse kommt die Autorin zu dem Schluss, dass die Geschichte des angeblichen Aufstands ungarischer Fürsten gegen den Hl. Stephan mit den Versuchen des Adelsgeschlechts Hunt-Paznan zusammenhängt, ihr Familiengedächtnis um eine bedeutende Gründungsperson zu erweitern und so ihr Ansehen zu vergrößern. Diese These ist nicht neu. B. bezweifelt jedoch zusätzlich den wahren Kern dieser Geschichte, was sie u. a. mit dem Hinweis darauf belegt, dass Überlieferungen derselben Geschichte mit unterschiedlichen Lokalitäten verknüpft seien. In Unterkapitel 1.4 setzt sich die Autorin mit der Genese von Koppányi als ein neuer Nationsheld in der modernen Literatur zu Beginn des 19. Jh.

auseinander. Hierdurch sollte ein Ersatz für den mit dem Katholizismus assoziierten Hl. Stephan geschaffen werden, was jedoch kaum gelang.

In Kap. 2 „*Stephen, the King: A Rock Opera in the Late Communist Period and Questions of National Identity*“ analysiert B. die Wiedergeburt des Nationalismus in Opposition zum kommunistischen Regime. Als Ausgangspunkt nutzt sie eine dem Hl. Stephan gewidmete Rockoper, die in Budapest 1980 inszeniert wurde und große Popularität erlangte. Die Untersuchung umfasst nicht nur die künstlerischen Urheber, sondern auch die Rezeption des Werkes durch Zeitgenossen. Sie versucht, in die Aufführung die blutige Unterdrückung der Revolution von 1956 hineinzudeuteln. Die Autorität des Werkes wurde durch die Zusammenarbeit der Autoren mit dem renommierten Historiker Gyula Györfy gestärkt, wodurch es möglich wurde, das Kunstwerk als wahrheitsgetreue Geschichte zu präsentieren. Die beiden Hauptfiguren, Stephan und Koppány, repräsentierten im Rahmen dieses Diskurses (ähnlich wie z. B. der Hl. Wenzel und Boleslav in den böhmischen Ländern) politische Strategien der Zusammenarbeit und nationalen Selbstbestimmung, mit denen sich breite Bevölkerungskreise identifizieren konnten. B. weist darauf hin, dass diese Rockoper zur Wiederbelebung des Nationalismus beigetragen hat, da sie sich nicht auf ein Geschichtsbild, sondern auf eine (angeblich) historische Tatsache stütze. Besonders relevant war hierbei die Annahme, dass diese „wahre Geschichte“ seitens des kommunistischen Regimes unterdrückt worden sei. Die Opposition nutzte dieses Narrativ mindestens teilweise zur Stiftung einer gemeinsamen Identität und knüpfte an die Aufbruchsstimmung nach dem Vertrag von Trianon an. Doch auch das kommunistische Regime war um eine Adaption bemüht, die seiner zweifelhaften Legitimität dienen sollte. Sowohl die politische Ausrichtung als auch die Interpretation der Rockoper wiesen unmittelbar nach der Wende von 1989/90 eine deutliche Diversität auf.

Im Folgenden widmet sich B. einer bedeutenden Reliquie, der rechten Hand des Königs, die ursprünglich in dem eigens zu diesem Zweck errichteten Kloster Szentjobb (Rumän. Siniob) aufbewahrt wurde. Insbesondere geht es ihr um die Fälschungen, mit denen das Gedächtnis an die Gründung des Klosters im Nachhinein modifiziert werden sollte. Das abschließende Kapitel handelt von der Stephanskronen. Die Vf. zeigt, wie sich die Krone zum Symbol des Königreichs Ungarn entwickelt und zu ihrer Institutionalisierung beigetragen hat – aus der Perspektive nicht nur des Mittelalters, sondern auch der Zeitgeschichte.

B. hat dem internationalen Publikum mit diesem gut durchdachten Buch einen großen Dienst erwiesen, indem sie wichtige Erkenntnisse zum ungarischen Mittelalter und der Formierung des ungarischen Königtums vermittelt. Zweitens gelingt es ihr, aufzuzeigen, wie schon im Mittelalter Chronisten und Hagiografen aus der zeitgenössischen Perspektive heraus mit konkreten Intentionen ihre Texte verfasst haben. Drittens werden wertvolle Einblicke in die Konstruktion von Geschichtsbildern in der Historiografie und populären Kultur gegeben, die zeigen, wie diese Konstrukte zur Formierung nicht nur des modernen ungarischen Nationalgefühls, sondern auch unterschiedlicher politischer Strömungen beigetragen haben.

Brno

David Kalhous

Bernhard W. Scholz: Erzherzog Karl von Österreich (1590–1624). Bischof von Breslau am Vorabend und zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Mit digitalem Anhang „Quellentexte und Register zu Erzherzog Karl von Österreich“. (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmitteleuropa und Südosteuropa, Bd. 52.). Böhlau Verlag. Wien – Köln 2021. 518 S., Ill. ISBN 978-3-412-51920-9. (€ 75,-.)

Biografien der Habsburger haben Konjunktur. Betroffen davon ist auch die innerösterreichische Linie der Dynastie, die um 1620 die Herrschaft in der Habsburgermonarchie übernahm und mit der Durchsetzung der Gegenreformation die Schicksale Zentraleuropas nachhaltig prägte. Nach Ferdinand II. (Robert Bireley, 2014), seiner Mutter Maria von

Bayern (Katrin Keller, 2012), seinem Sohn Ferdinand III. (Lothar Höbelt, 2008; Mark Hengerer, 2014) sowie seinem mittleren Bruder Leopold (Caroline Pecho, 2017) erhielt nun auch der dritte Bruder erstmals eine ebenso ausführliche wie fundierte Lebensbeschreibung.

In dem deutsch-US-amerikanischen Mediävisten Bernhard W. Scholz hat Erzherzog Karl einen kundigen Biografen gefunden. Der 1997 emeritierte Professor der katholischen Seton Hall University in New Jersey hatte sich für diese Aufgabe bereits zehn Jahre zuvor mit seiner Monografie über den Adel im geistlichen Fürstentum Neisse empfohlen.¹ Sein Blick auf den ersten Habsburger auf dem Breslauer Bischofsthron speist sich vornehmlich aus der Tradition der (deutsch-)schlesischen Geschichtsforschung, deren Deutungsmuster er mitunter übernimmt. Sch. liegt jedoch an einem ausgewogenen Porträt des Kirchenfürsten in seinen vielfältigen Rollen (Bischof von Brixen seit 1613, Hochmeister des Deutschen Ordens seit 1618).

Der für eine geistliche Karriere bestimmte, nach anderwärtigen Versuchen 1608 zum Bischof von Breslau gewählte Erzherzog begann seine Herrschaft als Landesherr und hoher kirchlicher Würdenträger „ohne jede praktische Erfahrung, aber auch ohne erwiesene intellektuelle Vorbereitung auf sein Amt“ (S. 52, vgl. ferner S. 222, 268, 312, 389). Als der reichste Grundherr und gleichzeitig der einzige katholische Fürst in Schlesien übernahm er eine weiträumige Diözese an der Nordostgrenze des habsburgischen Herrschaftsbereichs mit Hunderten von (größtenteils der Kontrolle des Bischofs entglittenen) Pfarreien. Diesen „verlorene[n] Posten“, an dem „nur Konfrontation und Zank, Ablehnung und Feindseligkeit“ zu erwarten waren (S. 57), betrat der Achtzehnjährige ausgerechnet in dem Moment, als die innerdynastische Krise die Autorität des katholischen Landesfürstentums untergrub. Der 1609 von Rudolf II. erzwungene Majestätsbrief gewährte den schlesischen Protestanten freie Religionsausübung, während der neue Breslauer Oberhirte an der Übernahme der Oberhauptmannschaft gehindert wurde.

Neben der Versorgung mit einem gut dotierten Bischofssitz (das Fürstentum Neisse zählte rund 250 Dörfer und 70.000–80.000 Untertanen) diente Karls Beförderung nach Schlesien der katholischen Konsolidierung. Seine 16 Regierungsjahre füllten Auseinandersetzungen mit den Fürsten und Ständen Schlesiens und mit eigenen Untertanen. Den politischen Kurs gaben zwei Bischöfe aus Kärnten vor, die den unerfahrenen Kirchenfürsten ohne Priesterweihe, der das Bistum lebenslang als Laie regierte (S. 389), nacheinander monatelang vor Ort betreuten. Als Vorbild der Residenzstadt Neisse habe Sch. zufolge Graz gedient – für die Gegenreformation wie auch für die Stiftungen und die Musikpflege.

Da sich Karl gegen die fürstlich-ständische Elite der Provinz nur in eingeschränktem Maße durchsetzen konnte, war sein Vorgehen auf die Ablehnung des Majestätsbriefs ausgerichtet. Karls Schritte zur Eindämmung der Protestanten sieht Sch. „auf sein Fürstentum, eigentlich so gut wie auf die Stadt Neisse beschränkt“ (S. 394). Die langjährige Auseinandersetzung mit den mehrheitlich evangelischen Einwohnern in der drittgrößten Stadt Schlesiens um die öffentliche Ausübung der evangelischen Konfession, um Kirche, Schule und Begräbnisstätte, wurde zu einer aufsehenerregenden Bewährungsprobe der landesweiten religiösen Konzessionen.

Erst der Zusammenbruch der antihabsburgischen Front in der Monarchie 1620 ermöglichte ein offensiveres Vorgehen. Karl konnte nun verstärkt öffentliche Rollen übernehmen, etwa die Verteidigung des Landes gegen die letzten Gefolgsleute des Winterkönigs Friedrich V. und die Kosakeneinfälle aus Polen. Er ließ Jesuiten nach Neisse kommen und bereitete eine Universitätsgründung vor. Seine Bemühungen um die Behauptung der katholischen Kirche in seinem Fürstentum waren „ein Erfolg, kein Triumph, aber ein bescheidener Sieg“ (S. 395), der jedoch das Fundament für weitere gegenreformatorische Tätigkeiten legte. Zugleich erwarb der Erzherzog nordmährische Herrschaften für den

1 BERNHARD W. SCHOLZ: Das geistliche Fürstentum Neisse. Eine ländliche Elite unter der Herrschaft des Bischofs (1300–1650), Köln u. a. 2011.

Deutschen Orden (1621) und übernahm die Grafschaft Glatz (1623) und das Herzogtum Oppeln-Ratibor (1624). Mit seinem plötzlichen Tod nahm diese Herrschaftsbildung 1624 ein jähes Ende.

Seinen eigentlichen Bischofssitz besuchte der auf die Zusammenarbeit mit dem Breslauer Domkapitel angewiesene „peripatetische Bischof“ (S. 17) nur selten und für wenige Tage. Auch von Neisse aus war er oft unterwegs – nahezu ein Drittel seiner Regierungszeit verbrachte er fern von seinem Bistum: am Kaiserhof, in Warschau, Brixen und im Reich. Allerdings besuchte sein Nachfolger und Neffe, der polnische Prinz Karl Ferdinand, die Diözese während seiner doppelt so langen Amtszeit auch nur vier Mal.

Abschließend rekonstruiert Sch. Karls fast halbjährige Reise nach Madrid 1624, die die Übernahme des Vizekönigtums in Portugal zum Ziel hatte, wodurch er sich für die Statthalterschaft in den Niederlanden qualifizieren sollte. Diesem Projekt, das Ferdinand II. ihm aufzwang, sah Karl mit wenig Enthusiasmus entgegen, auf einen dauernden Aufenthalt auf der Iberischen Halbinsel war er nicht eingestellt. Karten, eine Übersicht (teilweise abgedruckter) bildlicher Darstellungen des Erzherzogs (u. a. auf Münzen und Medaillen) und ein Personen-, ein Orts- und ein thematisches Register runden das themen- und aspektreiche Werk ab.

Die Persönlichkeit des Bischofs und seine Projekte (etwa der Residenzbau in Neisse) lassen sich infolge der schlechten Quellenlage nur schwer fassen. Sch. bietet eine nuancierte Analyse und einfühlsame Charakterisierungen der Protagonisten. Er will Karls Führungsrolle in Schlesien nicht überbewerten. Der Erzherzog sei eine „politische Randfigur“ (S. 16, 29) gewesen, ein „biegsamer Fürst“ (S. 326, 408), beeinflussbar und wenig energisch (392 f.), gekennzeichnet durch einen „Mangel an Willensstärke“ (S. 182), leichter lenkbar und abhängiger von seinem Bruder Ferdinand (mit dem ihn „ein besonders enges Verhältnis“ verband, S. 105) als der dritte Bruder Leopold. Skeptisch bezüglich Karls diplomatischer Begabung, zeichnet Sch. das Bild eines überforderten Mannes „nicht von erst-rangiger Intelligenz, aber doch von einer gewissen Gescheitheit“ (S. 402), der, obwohl „andauernd in Geldnot“ (S. 284), nach einem standesgemäßen Fürstenleben trachtete, Kostbarkeiten und Kuriositäten sammelte und Musik („eine echte Passion des Erzherzogs“, S. 266) pflegte. Obwohl ein „Werkzeug der habsburgischen Hausmachtspolitik“ (S. 26), wusste Karl in seinem Herrschaftsbereich durchaus als ein „aktives Regierungshaupt“ (S. 222) aufzutreten. Bei all dem erscheint das Leben des in Madrid 34-jährig verstorbenen Erzherzogs als ein unvollendetes Projekt: Hätte er länger gelebt, hätte er bestimmt einen tieferen Fußabdruck hinterlassen; die Nachfolge im Bistum Passau war ihm schon zugesagt worden (305).

Sch. schöpfte vorwiegend aus Archiven in Breslau, Wien, Innsbruck, Brixen und Rom. Wichtige Quellenfunde gelangen ihm außerdem in München und Stockholm. Die Breite und Tiefe seiner Recherche verdienen Anerkennung, ebenso der 230 Seiten umfassende (nur digitale, per Link zugängliche) Quellenanhang, in dem Sch. 46 Briefe der Betreuer des Erzherzogs, sein Tagebuch der Spanienreise, seinen Todesbericht und seine 75 bisher unveröffentlichten (zum Teil unbekannten) Schreiben zugänglich macht und an die 400 Briefe und andere in seinem Namen erlassene Schriftstücke erfasst. Unbekannt blieben dem Vf. Akten sowie die (inzwischen digitalisierten²) Registerbücher der kaiserlichen Hofkammer und des Hofkriegsrats, in denen sich wichtige Ergänzungen finden ließen: So zieht eine dem Vf. unbekannt gebliebene Hinrichtung zweier Rebellen (Georg Christof

2 Indizes und Protokollbücher des Bestandes Hoffinanz 1531–1762 (FHKA HF). Hoffinanz Bücher 1531–1762, https://library.hungaricana.hu/en/collection/austrian_state_archives_Hoffinanz/; Geschäftsbücher des Hofkriegsrates (Protokolle und Indices) 1557–1712, 1736–1768, https://library.hungaricana.hu/en/collection/austrian_state_archives_Hofkriegsrat/ (10.09.2025).

Rauber und Hermann Švábenský) in Neisse im April 1622³ die Kontrastierung der Milde Karls mit der Gewaltbereitschaft Leopolds (S. 181) in Zweifel. Weitere Lücken sind festzustellen: Unerwähnt bleiben die 2013 und 2017 in Prag herausgegebenen Nuntiaturreports von 1608 bis 1611⁴ und die 2005 edierte Ehekorrespondenz des Fürsten Lobkowitz,⁵ die Karls Aufenthalt in Wien 1624 beleuchtet. Die polnische Forschung wurde ignoriert, relevante Arbeiten Kazimierz Orzechowskis und Władysław Czaplińskis erscheinen (unvollständig) nur im Literaturverzeichnis, Jürgen Bückings Habilitationsschrift über die Kirchenreform in Tirol⁶ gar nicht.

Je weiter er sich in seiner Darstellung von Schlesien entfernt, desto anfälliger ist der Vf. für Fehler. Dann wird etwa Waldstein mit Wolkenstein verwechselt (S. 330, 344). Weder war Otto von Nostitz böhmischer Oberstkanzler (S. 128) noch Johann Jakob von Lamberg Obersthofmeister des Erzherzogs Ferdinand (S. 84, 105). Rudolf Maximilian von Sachsen-Lauenburg, der ranghöchste Begleiter bei der Spanienreise, vermeintlich evangelisch (S. 327), war realiter ein Konvertit. Reisestationen ließen sich zuverlässiger identifizieren – etwa die Medici-Villa L'Ambrogiana („Lamborzan“, S. 360) oder die Basílica del Pilar in Saragossa („Unser lieben Frau al Gilart“, S. 366).

Trotz Lücken und kleiner Fehler handelt es sich um ein lesenswertes, gut recherchiertes Standardwerk, das Neues zu vielen Themenbereichen enthält und nicht zuletzt die oft übersehene Rolle Schlesiens im habsburgischen Herrschaftsgefüge unterstreicht.

Wien

Petr Maťa

3 https://library.hungaricana.hu/en/view/KA_HKR_247_1622E/?pg=254&layout=s (10.09.2025).

4 TOMÁŠ ČERNUŠÁK (Hrsg.): *Epistulae et acta Antonii Caetani 1607–1611*, 4–5, Pragae 2013–2017 (*Epistulae et acta nuntiorum apostolicorum apud imperatorem 1592–1628*, 4).

5 PAVEL MAREK (Hrsg.): *Svědectví o ztrátě starého světa. Manželská korespondence Zdeňka Vojtěcha Popela z Lobkovic a Polyxeny Lobkovické z Pernštejna* [Ein Zeugnis vom Verlust der alten Welt. Die Ehekorrespondenz von Zdenko Adalbert Popel von Lobkowitz und Polyxena Lobkowitz von Pernstein], České Budějovice 2005.

6 JÜRGEN BÜCKING: *Frühabsolutismus und Kirchenreform in Tirol (1565–1665)*. Ein Beitrag zum Ringen zwischen „Staat“ und „Kirche“ in der frühen Neuzeit, Stuttgart 1972.

Kolja Lichy: Stand und Aufstand. Adel und polnisch-litauisches Gemeinwesen im Roskosz von 1606–1609. (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Bd. 123.) Mohr Siebeck. Tübingen 2021. IX, 718 S. ISBN 978-3-16-160033-3.

Die Diskussion um Widerständigkeit und ihre Legitimation hat vor dem Hintergrund aktueller geopolitischer Entwicklungen und Dynamiken, ja Umbrüchen hin zu autoritären Herrschaftsdiskursen in „West“ wie in „Ost“ einschneidende Brisanz – immerhin wurde die vorliegende Arbeit 2021 und somit im Jahr des Sturms auf das Kapitol vom 6. Januar und im Jahr vor dem großflächigen Angriffskrieg der Russländischen Föderation auf die Ukraine veröffentlicht. Beide Fälle repräsentieren und signalisieren aktiven, tätigen/tätlichen Widerstand in seiner Ambivalenz – einmal gegen eine demokratisch erfolgte Wahl, einmal gegen eine versuchte völkerrechtswidrige Annexion.

Der Auseinandersetzung mit einem sehr spezifischen und konkreten historischen Fall, nämlich dem Widerstand polnischer und litauischer Adeliger gegen den König und Großfürsten Sigismund III. Wasa hat sich Kolja Lichy in seiner 2015 an der Justus-Liebig-Universität Gießen angenommenen Dissertation gestellt, die mit dem vorliegenden Band publiziert wurde. Deren ausgewogen umfangreiche Kapitel folgen der Frage der normativen Definition von ständischer Gesellschaft und Adel (Kap. 1), dem Problem des Verhältnisses von Adel und Monarch (Kap. 2), dem konkreten Machtgeflecht zwischen Monarchen und Adel im Sinne adeliger „Auf- und Abstiegsszenarien“ (S. 301) (Kap. 3),

sowie schließlich einer detaillierten, ja minuziösen „Anatomie“ (S. 393) der Diskurse und Ereignisse des Rokosz (Kap. 4). In den Kapiteln wird eine detaillierte Feingliederung auf drei Ebenen vorgenommen, die – neuerdings nicht unbedingt selbstverständlich – bis ins letzte Glied im Inhaltsverzeichnis evident wird.

Es gelingt so, den Rokosz, also den vom polnisch-litauischen Adel als Gemeinschaft gegen König/Großfürst Sigismund III. in den Jahren 1606 bis 1609 gerichteten und geleiteten Widerstand als Repräsentationskonflikt und Phänomen ritueller Liminalität abzubilden. Paten stehen dafür international führende Theoretiker:innen der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften wie Roger Chartier, Victor Turner und David Sabean, aber darüber hinaus auch Angela DeBenedictis, Reinhard Koselleck und Quentin Skinner, um nur die für die Arbeit allerzentralsten zu nennen. Dementsprechend geht der Autor klar und plausibel auf Distanz zu nationalen Sonderweg-Ansprüchen und strebt vielmehr eine umfassend-systematische Einordnung ständischer und insbesondere adeliger Widerständigkeit an, für die der Rokosz eben als emblematisch angenommen wird. Dabei wird die Diskussion um adeliges Widerstandsrecht gegen den Monarchen über die umfassende und präzise zeitgenössische Einordnung hinaus auch historiografiegeschichtlich und somit bis in die Gegenwart hinein evident gemacht. Ferner gelingt eine breite Rahmung und Darstellung frühneuzeitlicher polnisch-litauischer Verfasstheit unter Berücksichtigung von Praktiken und Institutionen. Entsprechend gründlich wird die Vorgeschichte im 16. Jahrhundert mit Rückgriffen auf das späte Mittelalter und mit Schwerpunkt auf die Zusammenführung des so heterogenen Adels der Landesteile Polen-Litauens in die Betrachtung und Analyse miteinbezogen. L. charakterisiert den Adel als eine Gemeinschaft, die Aufnahme und innere soziale Mobilität regelt, mit Anspruch auf größtmögliche *dignitas* in Abhängigkeit von der Ämter-, Würden- und Gütervergabe durch den König/Großfürst und darüber hinaus. Daraus leitet er die hegemoniale Bedeutung ständischer Kategorien für den weiteren politischen Zusammenhalt und die Organisation von Herrschaft in und über Polen-Litauen, also die *respublica* ab – dies umfasst auch die Frage nach dem Zugang zu König und Hof. Für den Rokosz als Ereignis schließlich wird als Ursache mangelnder Zugang zum Monarchen angesichts konfessioneller Fragen, Übervorteilungen bei Ämtervergaben oder Klagen gegen dessen dynastische Politik herausgearbeitet, die vor allem über handschriftlich-kompilatorische Überlieferung für die Nachwelt und die weitere Diskussion über Freiheit und Widerständigkeit wirkmächtig wurde.

Zu diesen Ergebnissen kommt die imposant umfangreiche Arbeit anhand einer beeindruckenden Breite und Dichte an verarbeiteter Literatur und Quellen. Der Forschungsstand zu Faktografie und methodisch-theoretischen Rahmungen wurde in Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Niederländisch, Polnisch, Russisch, Schwedisch, Spanisch und Tschechisch berücksichtigt, hinzu kommen Latein als Quellsprache der Epoche und Belarussisch bei den Quelleneditionen. Dementsprechend umfangreich ist das Literaturverzeichnis (S. 645–704), in dem der Autor auf fünf eigene Publikationen verweisen kann. Hinsichtlich der unveröffentlichten und veröffentlichten Quellen ist der Umfang des Verzeichnisses nicht weniger beeindruckend (S. 629–645); unveröffentlichte, überwiegend handschriftliche Quellen wurden in dreizehn einschlägigen Sammlungen vor allem in Polen (Breslau, Danzig, Kórnik, Krakau, Olsztyn, Posen, Warschau), aber auch in Deutschland (Berlin), Frankreich (Paris) und Italien (Mantua) gehoben und untersucht. In funktionaler Hinsicht wird ein beeindruckend breiter Fächer zeitgenössischer, überwiegend normativer Texttypen (Adelsspiegel, Erziehungsprogramme, unterhaltend-belehrende Literatur, Leichenpredigten, genealogisch-heraldische Literatur, Rechtskodifikationen, *Politicae*) zum einen inhaltlich erfreulich breit kontextualisiert und zum anderen in intertextuelle und intermediale Bezüge gesetzt. Durchaus überzeugend wird da aus Bildprogrammen ebenso geschöpft wie aus rhetorischer, belletristischer und/oder theatraler Performanz. Weitere untersuchte Texttypen sind ausländische Reiseberichte, die die Wahrnehmung Polen-Litauens als spezifischen Fall von *regimen mixtum* dokumentieren, sowie ferner politische Publizistik insbesondere der Zeit der Interregna, diplomatische Korrespondenzen,

hagiografische Konzepte, sowie Sejm-Protokolle und -Tagebücher, die häufig handschriftlich überliefert sind. Angesichts einer derartigen materiell gesättigten und narrativ ausgestalteten Macht des Textes helfen Zusammenfassungen an den Kapitelenden dabei, die Übersicht zu behalten.

Derartige zwischensummarische Raffungen sind in wissenschaftlichen Arbeiten nicht nur ganz generell nützlich, sondern für den konkret vorliegenden Text sogar notwendig, da sich der rote Faden der stets spannenden und pointierten Erzählung gelegentlich schon in den Exkursen und Details zu verlieren droht – es aber wohlgemerkt nie wirklich tut. Hinsichtlich narrativer Komposition fällt auf, dass die frühe Erinnerungsliteratur und Historiografie zum Rokosz auf den ausleitenden Abschnitt „Epilog“ zum einen und die einleitenden „Methodischen Reflexion“ zum anderen aufgeteilt werden, wodurch der narrative Faden doch potenziell gestört wird, ohne dass die Gründe dafür ersichtlich werden. Noch ein Wort zum Forschungsstand: Fehlende Positionen der letzten Jahrzehnte hinsichtlich vom Autor explizit angesprochener Themenfelder muss man tatsächlich mit der Lupe suchen, etwa zur Genese der Kirchenunion von Brest (Michail Dmitriev, Borys Gudziak) oder zu Boris Godunov und zur Zeit der Wirren in Russland (Ruslan Skrynnikov), bei wirklich sehr genauem Hinsehen auch zur Reformation generell (Christoph Schmidt). Ganz vereinzelt treten redaktionelle Flüchtigkeiten auf, etwa hinsichtlich der alphabetischen Anordnung von Autoren im Quellenverzeichnis (S. 638).

Diese wenigen Einwände und Bedingtheiten werden aber von den Errungenschaften und Verdiensten zur Darlegung und Analyse adeliger Widerständigkeit im Polen-Litauen des frühen 17. Jh., die die vorliegende Arbeit leistet, weit in den Schatten gestellt. Gerade wegen ihrer Aktualität ist die Wahrnehmung des östlichen Europas auch in der Geschichtsforschung häufig auf zeit- und gegenwartsgeschichtliche Themenstellungen und Fokussierungen zurückgeworfen und reduziert; die frühe Neuzeit und ihre Erforschung können aber sowohl forschungstechnisch innovativ als auch gesellschaftspolitisch aktuell sein – beides zeigt die vorliegende Arbeit eindrucklich und nachhaltig.

Wien

Christoph Augustynowicz

Kathrin Dorothea Paszek: In den Augen der Anderen. Die Wahrnehmung von Jan III. Sobieski in den Korrespondenzen von Habsburg und Hohenzollern. Böhlau Verlag. Wien – Köln 2022. 356 S., Ill. ISBN 978-3-205-21575-2. (€ 55,-.)

In gut acht Jahren jährt sich die legendäre Schlacht am Kahlenberg bei Wien am 12. September 1683, eines der prägendsten Ereignisse der frühneuzeitlichen Geschichte Europas, zum 350. Mal. Dieser Sieg der christlichen Allianz über das osmanische Heer im September 1683 hatte weitreichende Folgen für Südost-, Ost- und Mitteleuropa und wird bis heute in der kollektiven Erinnerung insbesondere der Polen und Österreicher gefeiert. Im Mittelpunkt dieser Schlacht, die von den Zeitgenossen als entscheidender Triumph einer christlichen Allianz über den Halbmond gepriesen wurde, stand und steht der polnische König und litauische Großfürst Jan III. Sobieski. Als Oberbefehlshaber der vereinigten Truppen wurde er nicht zuletzt durch den entscheidenden Einsatz seiner schweren Husarenreiterei bereits zu Lebzeiten in zahlreichen Schriften als vornehmster *athleta Christi* besungen.

Der vorliegende Band, der aus einer gleichnamigen Promotionsschrift unter der Leitung von Peter Thorau an der Universität des Saarlandes hervorging, widmet sich der Wahrnehmung Jan Sobieskis in den diplomatischen Korrespondenzen der Habsburger, Hohenzollern und anderer zeitgenössischer Akteure. Kathrin Dorothea Paszek's Analyse zeichnet ein vielschichtiges Bild des polnischen Königs, sowohl als politischer Akteur als auch als militärische Gallionsfigur. Das Werk eröffnet mit dem oben skizzierten historischen Höhepunkt, der als thematische Leitlinie für die nachfolgenden Kapitel dient: P. schildert eindringlich die dramatischen Ereignisse der Schlacht am Kahlenberg, in deren Verlauf Jan Sobieski die osmanische Belagerung der österreichischen Hauptstadt durchbrach. Die-

se einleitende Darstellung, gestützt auf zeitgenössische Berichte, wird durch einen fundierten Überblick über die einschlägige Historiografie ergänzt, die Sobieskis entscheidende Führungsrolle bei der Sicherung des Sieges der polnischen und verbündeten Truppen über den osmanischen Großwesir Kara Mustafa betont.

Gleichzeitig bietet die Einführung eine erhellende Analyse der politischen Beziehungen zwischen Polen-Litauen und dem Habsburgerreich, insbesondere zu Kaiser Leopold I. und dem brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Mit bemerkenswerter Sorgfalt gelingt es der Autorin, ein in der polnischen Geschichtswissenschaft lange vorherrschendes Narrativ zu entkräften: Sobieski habe aufgrund seiner französischen Gemahlin Marie Casimire wie auch seiner engen Beziehungen zu König Ludwig XIV. von Frankreich eine Verständigung mit dem Hause Habsburg, als *dem* Antagonisten zu den Bourbonen, nur zögerlich angestrebt. P. untermauert ihre überzeugenden Schlussfolgerungen durch die Auswertung bislang wenig genutzter Quellen aus sächsischen und bayerischen Archiven sowie umfangreicher diplomatischer Schriften ansässiger Botschafter und Chronisten, die überwiegend in gedruckter Form vorliegen. Die so gewonnenen Einblicke beleuchten nicht nur die strategischen Überlegungen Sobieskis, sondern auch die komplexen diplomatischen Verflechtungen der Epoche, die seinem triumphalen Sieg in Wien vorausgingen.

In den darauffolgenden, chronologisch gegliederten Kapiteln wählt die Vf. bedeutsame Wegmarken aus der politischen Laufbahn Jan Sobieskis als thematische Orientierungspunkte für ihre tiefgehende Analyse der habsburgischen und hohenzollernschen Korrespondenzen. Dabei entfaltet sich ein facettenreiches Bild der politischen und militärischen Herausforderungen, denen sich Sobieski stellen musste: von den zahlreichen Kriegen, in die die Rzeczpospolita zwischen den späten 1640er- und frühen 1670er-Jahren verwickelt war, über Sobieskis triumphale Wahl zum polnischen König und litauischen Großfürsten im Jahr 1674 – nur ein Jahr nach seinem glänzenden Sieg in der Schlacht von Chocim gegen die Osmanen – bis hin zu seinen außenpolitischen Bemühungen, ein umfassendes europäisches Bündnis gegen die Bedrohung durch das Osmanische Reich zu schmieden.

Mit analytischer Präzision schildert P., wie diese Schlüsselereignisse nicht nur Sobieskis strategisches Geschick, sondern auch seine Rolle als Vermittler und Staatsmann in den diplomatischen Netzwerken des frühneuzeitlichen Europa offenbaren. Dabei dient jede Etappe seiner Karriere als Prisma, durch das einerseits die komplexen politischen Dynamiken einer Epoche veranschaulicht werden, in der Allianzen und militärische Konflikte eng miteinander verflochten waren, und andererseits die wechselvollen Beziehungen zwischen den Dynastien der Habsburger und Hohenzollern sichtbar werden.

Im sechsten und zweifellos zentralen Kapitel ihres Werkes widmet sich die Vf. noch einmal dem „Türkenjahr“ 1683 mit der Schlacht am Kahlenberg als seinem Höhepunkt. Im Fokus steht hier eine gründliche Analyse des Bildes, das Zeitgenossen von Jan Sobieski in den Monaten vor und nach der Bezwingung der Osmanen zeichneten. P. beleuchtet dabei die Deutungen seines Verhaltens sowie seiner Beziehungen zum Kaiser. Mit besonderer Sorgfalt arbeitet sie die Eindrücke heraus, die sich aus den diplomatischen Dokumenten der Habsburger, Sachsen und Bayern gewinnen lassen. Diese Quellen eröffnen wertvolle Einblicke in die vielschichtige Wahrnehmung Sobieskis sowohl als König als auch als herausragenden militärischen Strategen.

Während die Analysen in diesem Abschnitt mit Tiefe und Relevanz überzeugen, bleiben sie in den vorangegangenen Kapiteln hinter einer überwältigenden Fülle an Details verborgen, deren Bedeutung oftmals unzureichend erschlossen wird. So gelingt es P. nicht zur Gänze, eine fundierte Neubewertung von Sobieskis politischen Fähigkeiten vorzulegen, die in der älteren Historiografie bereits häufiger kritisch beleuchtet wurden. Zudem weist das Werk leider eine Vielzahl wiederkehrender historischer Ungenauigkeiten auf. So beschreibt die Autorin die Rzeczpospolita als eine „Föderation, bestehend aus Klein- und Großpolen sowie dem Großherzogtum Litauen, aufgeteilt in bis zu 33 Woiwodschaften“ (S. 35). Diese Darstellung wird der komplexen Verfasstheit Polen-Litauens in der frühen Neuzeit jedoch nicht gerecht. Tatsächlich handelte es sich um einen aus einer dynastischen

Personalunion hervorgegangenen Verbundstaat, der von 1572 bis zu seiner Auflösung 1795 in einer Realunion die Länder der polnischen Krone mit dem weitläufigen Großfürstentum Litauen vereinte. Dabei blieben die polnischen und litauischen Institutionen strikt voneinander getrennt; beide Staatskörper verfügten über eigenständige Ämter und Rechtssysteme, was allerdings bis zur Auflösung der Rzeczpospolita im späten 18. Jahrhundert von einer kulturellen Selbst-Polonisierung großer Teile des litauischen und ruthenischen Adels begleitet wurde.

Auch weist der Erzählstil zuweilen Schwächen auf. Gelegentliche abrupte Übergänge und eine bloße Aufzählung von Ereignissen ohne klare Verknüpfung miteinander beeinträchtigen den Lesefluss. Darüber hinaus mangelt es an einer umfassenden Kontextualisierung der geschilderten Ereignisse, was insbesondere für Leser, die mit der Epoche nicht vertraut sind, das Verständnis der Ereignisse erschwert. Hier hätte das Weglassen von so manchem historischen Detail zugunsten einer Fokussierung auf die Einbettung von Sobieskis Wahrnehmung in den analysierten Quellen dem Werk gutgetan.

Wie bereits erwähnt, wurde Jan Sobieski unmittelbar nach der Schlacht am Kahlenberg in der Erinnerungskultur sowohl Polens als auch Österreichs als „Retter Wiens“ und „Verteidiger Europas“ gefeiert. Seine militärischen Verdienste als Anführer der vereinigten christlichen Streitkräfte fanden in der christlichen Welt breite Anerkennung, mit der Verleihung des Titels *fidei defensor* durch Papst Innozenz XI. im Jahr 1684 als einer der prominentesten Ehrungen. Der Sieg von 1683 gilt als symbolischer Höhepunkt der militärischen Zusammenarbeit zwischen Ost- und Mitteleuropa und prägt bis heute das polnische Selbstverständnis als „Bollwerk des Christentums“. Auch in Österreich wird Jan Sobieski als derjenige gewürdigt, dessen entscheidender Einsatz die Rettung der Hauptstadt vor der osmanischen Belagerung ermöglicht und wesentlich zur Stabilisierung der Habsburgermonarchie beigetragen habe. Dieses historische Ereignis wird in beiden Ländern als eine vorbildliche transnationale Kooperation gegen eine gemeinsame Bedrohung erinnert. Vor diesem Hintergrund ist es umso überraschender, dass P. der Bollwerksrhetorik und den Jan Sobieski zugeschriebenen *epitheta ornantia* – mit Ausnahme einiger zusammenfassender Bemerkungen in der Einleitung (S. 20) – kaum Beachtung schenkt. Sollte dies darauf zurückzuführen sein, dass solche panegyrischen Zuschreibungen in den untersuchten Korrespondenzen der Habsburger und Hohenzollern tatsächlich fehlen, wäre dies ein bemerkenswerter Befund, der in der Arbeit jedoch nicht weiter thematisiert wird.

Dennoch bietet das Werk eine wertvolle Grundlage für Historiker, die sich mit den komplexen politischen und diplomatischen Verflechtungen Ostmitteleuropas in den Jahren vor der Schlacht von Wien auseinandersetzen möchten. Es bleibt ein erkenntnisreiches Kompendium, das die Vielschichtigkeit der Epoche trotz seiner Schwächen eindrucksvoll erfasst.

Frankfurt am Main

Paul Srodecki

Börries Kuzmany: Vom Umgang mit nationaler Vielfalt. Eine Geschichte der nicht-territorialen Autonomie in Europa. De Gruyter. Berlin – Boston 2024. 473 S., Ill. ISBN 978-3-11-131443-3 (€ 79,95.)

Börries Kuzmany befasst sich in seiner Monografie mit dem Schutz der Rechte nationaler Minderheiten im Europa des 19. und 20. Jh. Der auf einem reichen Fundus an Fachliteratur und Archivquellen beruhende Band geht der Frage nach, wie mit nationaler Vielfalt innerhalb eines Staates umgegangen werden kann, ohne dessen territoriale Einheit in Frage zu stellen. Dem Konzept der nicht-territorialen Autonomie zufolge haben nationale Minderheiten das Recht, eigene, nicht territorial organisierte, autonome Einrichtungen zur Verwaltung ihrer kulturellen, bildungspolitischen und sozialen Angelegenheiten zu schaffen. Es entstand im 19. Jh., als mit dem Aufkommen moderner Nationalstaaten die Rechte nationaler Minderheiten besser geschützt werden sollten. Deren kulturelle und sprachliche Identität sollte bewahrt werden, ohne den imperialen bzw. nationalstaatlichen

Rahmen zu sprengen. Die Konzepte der nicht-territorialen Autonomie wurden von Politikern und Theoretikern aus der österreichisch-ungarischen Monarchie und dem zarischen Russland entwickelt (Karl Renner und Otto Bauer sowie Simon Dubnow und Mychajlo Drahomanov). Diese Persönlichkeiten beschreiben die Nation als eine kulturelle und personelle Gemeinschaft, deren Autonomie gegebenenfalls vom Territorium unabhängig sein kann. Die Erkenntnis wurde nach dem Ersten Weltkrieg auch auf internationaler Ebene anerkannt und in die Verfassungen und politischen Leitlinien zahlreicher Staaten integriert. Nach dem Zweiten Weltkrieg trat die Idee der nicht-territorialen Autonomie zwar etwas in den Hintergrund, erhielt aber in den letzten Jahrzehnten im akademischen und öffentlichen Diskurs wieder zunehmend Aufmerksamkeit.

Im einleitenden Teil seines Buches umreißt der Autor den Begriff „nicht-territoriale Autonomie“ und führt Argumente für die Berechtigung dieses Konzepts an. K. nennt drei Hauptansätze im Umgang mit nationaler Vielfalt: erstens der individualrechtliche Ansatz, der sich in erster Linie auf die Bürgerrechte konzentriert und die Minderheitenrechte auf der Ebene des Individuums gewährleistet; zweitens die territoriale Autonomie, die den Minderheiten in bestimmten Gebieten eine begrenzte Selbstverwaltung sichert; drittens den Ansatz der kollektiven Rechte, z. B. einer Nation, der die nicht-territoriale Autonomie einschließt. Der Autor betont, dass die nicht-territoriale Autonomie ein dynamisches Konzept sei und auch in der Gegenwart ein wirksames Mittel für den Umgang mit nationaler Vielfalt sein könne. Seine Vorteile seien Flexibilität, da die nicht-territoriale Autonomie in ganz unterschiedlichen Formen verwirklicht werden und sich so den Besonderheiten des jeweiligen Staates anpassen könne, und Effizienz, da sie es den Minderheiten ermögliche, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln und so ihre Interessen wirksamer durchzusetzen. Schließlich könne die nicht-territoriale Autonomie zur gesellschaftlichen Stabilität beitragen, indem sie die Spannungen zwischen den Nationalitäten abbau.

K. behandelt nicht das gesamte Europa, obwohl der Untertitel dies vermuten lässt, sondern jene Regionen und Länder Ostmitteleuropas, in denen das Konzept entstanden ist bzw. bedeutenden politischen Einfluss hatte. Das erste Hauptkapitel untersucht vor diesem Hintergrund die Nationalitätenpolitik der Habsburgermonarchie. Der Vf. stellt die politischen und gesellschaftlichen Prozesse dar, die im 19. Jh. zur Entstehung der Idee der nicht-territorialen Autonomie führten. Unter dem Einfluss der Revolution von 1848 änderte sich in der Monarchie der Blick auf die Nationalitätenfrage. Neben der bisherigen territorialen Vielfalt erschien nun auch die Idee eines „Staates der Völker“, die die ethnische Vielfalt des Reiches betonte. Während der Revolution von 1848 forderten die Nationalitäten – Tschechen, Polen, Ungarn, Rumänen – gleichermaßen die nationale Autonomie. Nach dem Ausgleich von 1867 erkannte die österreichische Verfassung die Gleichberechtigung der verschiedenen Nationalitäten an, in mehreren Ländern – z. B. in Mähren, der Bukowina und Galizien – wurden national organisierte Wahlkreise und die proportionale Vertretung der nationalen Minderheiten in den Landtagen eingeführt. Die ungarische Verfassung hingegen legte den Schwerpunkt auf den ungarischen Nationalstaat und die individuellen Bürgerrechte. K. analysiert die politischen und rechtlichen Debatten, die über die Nationalitätenfrage im Reich geführt wurden, und hebt die Rolle der österreichischen Sozialdemokraten (Renner, Bauer) bei der Ausarbeitung der Idee der nicht-territorialen Autonomie hervor. Sie schlugen eine vom Territorium unabhängige, kollektive rechtliche Selbstverwaltung der Nationalitäten vor. Der Vf. argumentiert, dass die ethnische Vielfalt der Habsburgermonarchie und das Erstarken der Nationalbewegungen ein neues Vorgehen in der Nationalitätenpolitik erforderlich gemacht hätten. K. betont die Bedeutung von Abstimmungen und Kompromissen zwischen den verschiedenen nationalen Gruppen und beschreibt den rechtlichen und politischen Rahmen, der es erst ermöglichte, dass die nicht-territoriale Autonomie in der Monarchie funktionierte. Das Habsburgerreich wurde gewissermaßen zu einem Versuchslabor für dieses Konzept. Obwohl es in seiner reinen Form nicht umgesetzt wurde, gab es mehrere Provinzen, in denen die Wähler ihre Stimme nach

nationaler Zugehörigkeit abgeben konnten: Mähren (1905), die Bukowina (1910) und Galizien (1914).

Im zweiten Teil untersucht K., welche Rolle die nicht-territoriale Autonomie im Russländischen Reich vom Ende des 19. Jh. bis zur Revolution von 1917 spielte. Er weist darauf hin, dass das zarische Russland bereits im 19. Jh. bestimmte Elemente der nicht-territorialen Autonomie im Rahmen der Nationalitätenpolitik anwandte. In die Kategorie *inorodcy* wurden jene Volksgruppen eingestuft, die als nicht in die russische Gesellschaft integrierbar galten. Diese Gruppen – z. B. die sibirischen Nomaden oder die Juden – verfügten über eine begrenzte Selbstverwaltung in kulturellen und religiösen Angelegenheiten. Zu Beginn des 20. Jh. begannen sich auch die politischen Parteien in Russland mit der Nationalitätenfrage zu befassen, und auch die nicht-territoriale Autonomie wurde als mögliche Lösung erwähnt. Der Autor stellt die Standpunkte der verschiedenen Parteien – Liberale, Sozialisten, Nationalisten – in dieser Frage dar und hebt die Rolle der gebildeten jüdischen Bevölkerungsschicht bei der Ausarbeitung der Idee einer nicht-territorialen Autonomie hervor. Deren Verwirklichung sei im Russländischen Reich auf zahlreiche Hindernisse gestoßen. Die Regierung sowie auch die russischen Nationalisten lehnten das Konzept ab. Nach der Februarrevolution von 1917 rückte die Idee der nicht-territorialen Autonomie jedoch wieder in den Vordergrund. K. unterstreicht die Rolle der ukrainischen, jüdischen und muslimischen nationalen Bewegungen.

Das dritte Hauptkapitel betrifft die Verbreitung der Idee der nicht-territorialen Autonomie im Europa der Zwischenkriegszeit. K. analysiert die Rolle des Konzepts bei der Herausbildung des internationalen Minderheitenschutzsystems und weist darauf hin, dass es in diesem Zeitraum auch auf internationaler Ebene Anerkennung gefunden habe. Anhand von vier Fallstudien beschreibt er, wie sich die nicht-territoriale Autonomie in den neuen geopolitischen Kontext einfügte und von den verschiedenen politischen und ideologischen Strömungen interpretiert wurde. Die demokratisch-sozialistische Ukrainische Volksrepublik verabschiedete z. B. 1918 ein Gesetz, das es den nationalen Minderheiten ermöglichte, eigene autonome Institutionen zu gründen. In den liberal regierten baltischen Staaten (Estland, Lettland und Litauen) wurden nach der Erlangung ihrer Unabhängigkeit ebenfalls Elemente der nicht-territorialen Autonomie in ihre Minderheitenschutzpolitik eingebaut: Das estnische Kulturautonomiegesetz von 1925 gewährte weitreichende Rechte im Bereich der kulturellen Selbstverwaltung. In der kommunistischen Sowjetunion hingegen beruhte die Minderheitenpolitik offiziell in erster Linie auf der territorialen Autonomie. In Ostmitteleuropa wurden aber in der Praxis auch zahlreiche Elemente der nicht-territorialen Autonomie angewandt, deren Ideen sich auch in rechtsextremen Ideologien wiederfanden: Die Sudetendeutsche Partei betonte die kollektiven Rechte der nationalen Gruppen und betrachtete die nationale Autonomie als ein Mittel zur Rückdrängung des tschechoslowakischen Staates.

Nicht-territoriale Autonomie ist ein politisches Konzept zur Handhabung nationaler Vielfalt innerhalb eines Staates. Das Prinzip basiert auf kollektiven Rechten, mit denen die nationale Zugehörigkeit einer Gruppe von Individuen anerkannt wird, anstatt sie an ein bestimmtes Territorium zu binden. Insgesamt bietet K. eine gründliche Analyse der Geschichte und des theoretischen Hintergrunds des Begriffs. Er verdeutlicht die wichtige Rolle, die dieses Modell beim Schutz der Rechte nationaler Minderheiten gespielt hat, und die Möglichkeiten, die es in der Gegenwart bietet.

Der Band beleuchtet auch die komplexen Fragen der nationalen Identität und der internationalen Beziehungen und stellt einen bedeutenden Beitrag auf dem Gebiet des internationalen Rechts, der politischen Philosophie und der Geschichtswissenschaft dar. Unter den zeitgenössischen Forschern des Konzepts finden sich Politikwissenschaftler, Juristen und Historiker (John Coakley, David J. Smith, Roni Gechtman, Federica Prina, Tove Malloy, Will Kymlicka). K. bereichert die bisherige Fachliteratur mit einem multidisziplinären Ansatz, indem er die nicht-territoriale Autonomie als eine „reisende Idee“ be-

schreibt, die sich vor und nach dem Ersten Weltkrieg in Mittel- und Osteuropa flexibel an verschiedene politische und ideologische Rahmenbedingungen anpassen konnte.

Sopron

Tamás Székely

Daniel Benedikt Stienen: Verkauftes Vaterland. Die moralische Ökonomie des Bodenmarktes im östlichen Preußen 1886–1914. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 243.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2022. 356 S. ISBN 978-3-525-36765-0. (€ 70,–.)

Die preußische Polenpolitik und die Entwicklung der polnischen Nationalbewegung in der Zeit des Deutschen Kaiserreichs waren schon häufig Forschungsgegenstände der deutschen und polnischen Historiografie. Neben Kultur und Bildung spielte die Wirtschaft eine zentrale Rolle im „Nationalitätenkampf“, was sich besonders im Konzept der „organischen Arbeit“ (*praca organiczna*) sowie in der Tätigkeit der 1886 gegründeten Königlich Preussischen Ansiedlungskommission niederschlug. Daniel Benedikt Stienen hat mit dem auf seiner Promotion an der Humboldt-Universität zu Berlin beruhenden Buch über den Bodenmarkt in den polnischen Provinzen Preußens neue Perspektiven auf den „Kampf um den Boden“ eröffnet und damit einige ältere Narrative aus den beiden Nationalgeschichtsschreibungen zurückgewiesen oder doch zumindest relativiert. Dies gilt etwa für die Thesen von einer kontinuierlich repressiver werdenden „Germanisierungspolitik“, die trotz großer finanzieller Aufwendungen am Widerstand der polnischen Nationalbewegung und/oder am Egoismus der preußischen Junker gescheitert sei.

Im ersten Kapitel stehen die Tätigkeit der Ansiedlungskommission von ihrer Gründung im Jahre 1886 bis 1898 sowie die Reaktionen der polnischen und deutschen Großgrundbesitzer im Mittelpunkt. St. betont, dass die Kommission ursprünglich ein ethno-demografisches Ziel verfolgt und versucht habe, durch den Ankauf von polnischem Großgrundbesitz, dessen Parzellierung in sog. Rentengüter und deren Vergabe an deutsche „Siedler“ das zahlenmäßige Verhältnis zwischen den „Nationalitäten“ zugunsten der Deutschen zu verschieben. Den geringen Erfolg dieser Bemühungen erklärt St. mit den Mechanismen einer „moralischen Ökonomie“, in der das Handeln der Wirtschaftssubjekte nicht (vorrangig) auf individuelle Nutzenmaximierung ausgerichtet war. Diese sei durch die Herausbildung einer sozialen Norm in der polnischen Gemeinschaft, die jeden Verkauf an die Ansiedlungskommission als Verrat an der Nation brandmarkte, entstanden. Die diskursive Konstituierung dieser Norm und der Androhung von Sanktionen, die sich nicht nur gegen die letztlich sogar in einem Schwarzbuch namentlich aufgeführten „nationalen Verräter“ selbst, sondern auch gegen Landsleute richtete, die deren Verhalten entschuldigten oder diese nicht konsequent ausgrenzten, wird insbesondere durch eine Analyse der einschlägigen Presse sehr anschaulich dargestellt. St. erklärt außerdem, warum aus den „invektiven Diskursen“ (S. 145–152) der deutschsprachigen Öffentlichkeit keine wirkungsvolle moralische Ökonomie entstand. Dennoch hat die Ansiedlungskommission trotz der nach einem Höhepunkt im Jahre 1887 kontinuierlichen Verringerung des Umfangs der angekauften Fläche (S. 128) an ihren grundlegenden Geschäftsprinzipien festgehalten, indem sie in einigen Fällen polnische Angebote abgelehnt hat, wenn diese zu teuer oder die Güter nur schwer zu parzellieren waren. Auch den reichlich vorhandenen Gesuchen deutscher Großgrundbesitzer um Ankauf ihrer Güter ist die Kommission nur in Ausnahmefällen nachgekommen.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der Phase der „Zuspitzung“ zwischen 1898 und 1909. Neben der Aufstockung des Ansiedlungsfonds hat der preußische Staat in diesem Zeitraum das Ziel und die wichtigsten Instrumente seiner Bodenpolitik grundlegend geändert. War diese bis dahin eher ein Mittel der an ethnischen Kriterien ausgerichteten Bevölkerungspolitik gewesen, stand nun die Etablierung staatlicher Verfügungsgewalt über einen möglichst großen Teil des landwirtschaftlichen Bodens im Mittelpunkt. Dazu dienten die Erweiterung der staatlichen Domänen und Forsten sowie vor allem die Durchführung

von sog. Besitzfestigungen. Dabei wurden mit Hilfe speziell zu diesem Zweck gegründeter Finanzinstitute, wie der Deutschen Mittelstandskasse und der Deutschen Bauernbank, Umschuldungen durchgeführt, die die wirtschaftliche Lage deutscher Bauernfamilien deutlich verbesserten, jedoch gleichzeitig deren private Verfügungsrechte durch die Einführung staatlicher Vorkaufsrechte einschränkten, um den Übergang des Bodens in polnische Hände zu verhindern. Hinzu kamen gesetzliche Vorschriften, wie das Siedlungsgesetz von 1904, das die Tätigkeit der Parzellierungsgenossenschaften reglementierte und damit die polnische Siedlungstätigkeit stark behinderte, sowie das Enteignungsgesetz von 1908, das allerdings lediglich hitzige Debatten auslöste, da es nur in vier Fällen tatsächlich angewandt wurde.

Es ist eine große Stärke des Buches, dass St. die genannten Änderungen der Politik ebenso prägnant beschreibt wie die Forderungen und Reaktionen der wirtschaftlichen Akteure und politischen Eliten beider ethnischer Gruppen. Für Letzteres erweist sich der Analyserahmen der „moralischen Ökonomie“ als durchaus geeignet. Für die Erklärung staatlicher Wirtschaftspolitik, die ja regelmäßig auch außerökonomische Ziele verfolgt, gilt das hingegen nicht. Die Herausbildung eines bei der Verfolgung seiner wirtschaftsnationalistischen Ziele zunehmend auf rechtliche Eingriffe setzenden Interventionsstaates kann man aber wohl eher als Reaktion auf die Dysfunktionalität der „moralischen Ökonomie“ interpretieren (S. 248). Auf diese Weise lässt sich auch die Übernahme von Zielen und Instrumenten der preußischen Bodenpolitik durch den polnischen Staat der Nachkriegszeit und wahrscheinlich auch – auf dieses Forschungsdesiderat weist St. zu Recht hin – durch andere ostmitteleuropäische Länder erklären.

Angesichts des komplexen Themas ist es unmöglich, alle seine Facetten einigermaßen gleichgewichtig in den Blick zu nehmen. Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Bodenpolitik, die sich etwa in der Arbeits- oder Bodenproduktivität niederschlugen, werden nicht behandelt. Mehr Aufmerksamkeit hätten auch die Gründe für eine stärkere Förderung des (deutschen) kleinen und mittleren Grundbesitzes verdient gehabt. Hier ging es eben nicht nur um (nationalistische) Bevölkerungs- und Sozialpolitik, die man eventuell auch unter Zuhilfenahme des Konzeptes der „moralischen Ökonomie“ diskutieren könnte, sondern auch um agrarökonomische Überlegungen. Angesichts der im Untersuchungszeitraum deutlich zunehmenden globalen Konkurrenz für Getreide produzierende Großbetriebe war die Schaffung intensiv wirtschaftender, flexiblerer und letztlich auch aus betriebswirtschaftlicher Sicht resilienterer Bauernwirtschaften eine auch unter ökonomischen Gesichtspunkten rationale Entscheidung. Hinzu kamen die nationalliberalen Bestrebungen, die Macht der Konservativen in den ländlichen Regionen durch innere Kolonisation zu verringern.

Resümierend bleibt jedoch festzuhalten, dass St. eine auf breiter und vielfältiger Quellenbasis beruhende, sehr gut strukturierte und lesbare Darstellung der preußischen Bodenpolitik in den ostelbischen Landesteilen vorgelegt hat, die im Gegensatz zu früheren Arbeiten über die engere Tätigkeit der Ansiedlungskommission in den Provinzen Posen und Westpreußen hinausgeht. Überdies gelingt es ihm auch durchweg, seine Forschungsergebnisse sowohl auf die älteren Nationalgeschichtsschreibungen als auch auf neuere Trends der Historiografie zu beziehen – etwa, wenn er vor einer Überdehnung des Kolonialismus-Begriffes warnt, die dazu führen könne, dass alle möglichen Formen kultureller Superioritätsdiskurse als „kolonial“ qualifiziert werden (S. 17).

Leipzig

Uwe Müller

Dr. phil. Tonja Soloveitchik und die Wandlung des jüdischen Volksbildungswesen in Polen. / Dr. phil. Tonja Soloveitchik and the Transformation of Jewish Popular Education in Poland. Hrsg. von Michael Wermke und Stefan van der Hoek. Hentrich & Hentrich. Leipzig 2024. 237 S., III. ISBN 978-3-95565-621-8. (€ 26,90.)

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um einen Neudruck der Dissertation von Tonja Lewit (geb. Soloveitchik). Sie enthält ein Vorwort der Hrsg., eine Einleitung des Rabbiners Zsolt Balla, eine biografische Skizze durch ihre Tochter Tovah Lichtenstein und eine auf den im Universitätsarchiv Jena aufbewahrten Dokumenten basierende Beschreibung von Lewits Studienzeit und der Umstände der Verteidigung ihrer Dissertation. Alle Texte des Bandes sind sowohl in deutscher als auch in englischer Sprache enthalten.

Lewits kleinformatige Dissertation, die 1931 unter dem Titel „Die Entwicklung des jüdischen Volksbildungswesens in Polen“ auf Deutsch erschien, umfasst 113 Seiten, von denen die Autorin mehr als ein Drittel (43) den säkularen jüdischen Schulen der Zentralen Jiddischen Schulorganisation (Tsentrale Yidishe Shulorganizatsye, CISZO) widmet. Auf den restlichen 70 Seiten beschreibt sie die Geschichte der jüdischen säkularen Bildung in Russland und Polen, und der in ihrer Zeit von allen Seiten kritisierten Cheders (Elementarschulen). In ihrer Dissertation fehlt jedoch eine Beschreibung des sich entwickelnden Schulwesens im Umfeld des Zionismus (z. B. die Organisation Tarbut) und der jüdischen Orthodoxie der Partei Agudat Israel (die Organisation Chorew und die Beys Yankev-Schulen). Es ist unwahrscheinlich, dass dies, wie Michael Wermke behauptet, daran liegt, dass sich diese Schulen „noch in Gründung befanden“ (S. 8), da sie sich parallel zu den CISZO-Schulen entwickelten. Es ist auch schwer festzustellen, ob Lewit, wie Wermke weiter andeutet, „in ihnen wenig Zukunftschancen sah“ (S. 8), weil z. B. die Chorew-Schulen viel beliebter waren als die CISZO-Schulen oder die Tarbut-Schulen. Schwerer wog wahrscheinlich die Tatsache, dass die Schulen der CISZO von der deutschen Reformpädagogik inspiriert waren,¹ weswegen es naheliegt, dass sich Levit als eine in Deutschland studierende Absolventin mit dem modernen Schulwesen beschäftigte, das sie noch aus Vilnius kannte.² Ein anderer bedeutender Aspekt mag die Beteiligung des einflussreichen Jenaer Reformpädagogen Peter Petersen gewesen sein.

Lewits Werk muss in erster Linie als ein historisches Dokument betrachtet werden. Der Teil, der CISZO gewidmet ist, wurde zu einer Zeit verfasst, als diese Schulen ihre pädagogische Blütezeit erlebten und für diejenigen jüdischen Eltern von Interesse waren, die ihre Kinder nicht auf polnische Volksschulen schicken wollten. Lewit stützt ihre Angaben zu Zahlen oder Lehrplänen auf die offiziellen Dokumente der CISZO. Da sie kaum andere Quellen hinzuzieht, hat die Studie eine gewisse Schlagseite. Die offiziellen Daten wurden aus propagandistischen Gründen oder mit dem Ziel, höhere Zuschüsse zu erhalten, oft verfälscht. Daher ist es bedauerlich, dass ihre Dissertation in der vorliegenden Neuauflage nicht kritisch analysiert und kommentiert wird. Hierfür hätten nicht nur das in Deutschland aufbewahrte Archivmaterial, sondern auch Quellen des Staatsarchivs in Vilnius und des YIVO in New York genutzt werden können.

Die in der Neuauflage hinzugefügten Begleittexte geben Aufschluss über Lewits Leben. Die von ihrer Tochter verfasste biografische Skizze ist eine wichtige Ergänzung zur Dissertation. Allerdings scheinen hierbei teilweise Fakten mit unbestätigten Familiengeschichten vermischt worden zu sein. Beispielsweise schreibt sie, dass das für die säkulare jüdi-

1 Vgl. GERTRUD PICKHAN: Gegen den Sturm. Der Allgemeine Jüdische Arbeiterbund „Bund“ in Polen, 1918–1939, Stuttgart – München, S. 241.

2 Levit hatte ihr Abitur am Sophia-Gurewitsch-Gymnasium abgelegt, das 1906 als erstes privates jüdisches Mädchengymnasium in Vilnius eröffnet worden war und wo moderne reformpädagogische Lehrmethoden angewandt wurden. Vgl.: Shul-Pinkes. Fünf yor arbet fun Tsentraln Bildungs-Komitet 1919–1924 [Schulchronik. Fünf Jahre Arbeit von dem zentralen Bildungskomitee 1919–1924], Vilna 1924, S. 286–291.

sche Erziehung in Vilnius sehr wichtige Sophia-Gurewitsch-Gymnasium seit 1918 zum CISZO gehört habe (S. 45). Zwar könnte die Schule schon damals mit den Pädagog:innen, die eine säkulare jüdische Erziehung betrieben, sympathisiert haben – die CISZO-Organisation wurde jedoch erst 1921 gegründet, was auch an einer anderen Stelle des Bandes Erwähnung findet (S. 61). Als Lewit die Schule in Vilnius im Mai 1921 abschloss, stand die offizielle Gründung der CISZO noch bevor.

Eine Herausforderung für den Band und der historischen Forschung insgesamt besteht darin, dass die jüdische Schullandschaft in der Zweiten Polnischen Republik sehr heterogen war. Im wichtigsten Teil ihrer Arbeit konzentriert sich Lewit auf säkulare jüdische Schulen, die der CISZO angeschlossen waren. Es geht dabei ausschließlich um Schulen, die nach 1918 im unabhängigen Polen gegründet wurden. Wermke zufolge hatten in „dem von der Reformbewegung geführten und von staatlichen Einrichtungen massiv unterstützen ‚Kampf gegen den Cheder‘[...] sich in Polen vier jüdische Schultypen herausgebildet: die religiöse Schule, die russischsprachige Schule mit religiösen und weltlichen Unterrichtsfächern, die hebräische Schule mit hebräischer Unterrichtssprache und die jiddisch-weltliche Schule mit der Unterrichtssprache Jiddisch“ (S. 7). Dies ist allerdings eine Darstellung der Anfänge des modernen Bildungswesens, das um die Wende vom 19. zum 20. Jh. zumeist illegal und lediglich im Königreich Polen in Erscheinung trat. Zur vollen Entfaltung kam es erst im unabhängigen Polen, wo Russisch nur in Schulen für Minderheiten Unterrichtssprache sein konnte. Dort fand anstelle eines „Kampfes gegen die Cheder“ vielmehr ein „Kampf für die säkulare Bildung“ statt. Ein wichtiges Ergebnis dieses „Kampfes“ war, dass auch die religiösen Schulen gezwungen waren, ihre Lehrpläne zu reformieren, um in den Augen der Kinder und nicht zuletzt der Eltern wettbewerbsfähig zu bleiben. Wichtig ist hierbei, dass in dieser Zeit die russische Sprache durch die polnische verdrängt wurde, nachdem im unabhängigen Polen 1919 die Schulpflicht eingeführt worden war. Der polnische Staat bot gemäß dem Minderheitenschutzvertrag vom 28. Juni 1919 jüdischen Kindern an, in polnischen Grundschulen oder „Schabbat-Schulen“ (*szabasówki*) zu lernen. Stattdessen besuchten in den 1920er Jahren etwa 60 Prozent und in den 1930er Jahren bis zu 80 Prozent der jüdischen Kinder jedoch polnische Grundschulen, in denen der Unterricht kostenlos war und auf Polnisch stattfand. Allerdings sahen die jüdischen Parteien (sowohl die zionistischen als auch die sozialistischen und religiösen) die Übernahme der Erziehung jüdischer Kinder durch den Staat als sehr kritisch. Es veranlasste sie dazu, ein Netz privater und modernisierter Schulen zu schaffen, in denen die Kinder entsprechend der Ansichten der jeweiligen Partei unterrichtet wurden.

Weiter meint Wermke, dass „mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges 1939 die Tätigkeit des Verbandes CISZO beendet wurde“ (S. 64). Tatsächlich wurden die Schulen in den von der UdSSR besetzten Gebieten bis zum Angriff durch das Deutsche Reich 1941 weitergeführt. Interessanterweise stand das Programm der CISZO-Schulen auch Pate bei der Konzipierung der jüdischen Nachkriegsschulen in Polen, die bis 1968 existierten.

Die Veröffentlichung von Lewits Werk ist ein wichtiger Schritt zur Popularisierung des Wissens über jüdische säkulare Bildung in Polen vor dem Holocaust. Im vorliegenden Band fehlt jedoch eine kritische Analyse der veröffentlichten Arbeit. Zudem lässt der Band ein Literaturverzeichnis vermissen.

Warszawa

Ania Szyba

The Shaken Lands: Violence and the Crisis of Governance in East Central Europe, 1914–1923. Hrsg. von Tomas Balkelis and Andrea Griffante. Academic Studies Press. Boston 2023. 258 S. ISBN 979-8-887-19173-7. (€ 130,95.)

Based on a conference held in 2020, this volume explores the impact on government of violence during World War I and subsequent conflicts in East Central Europe—topics that have become the focus of intense historical research in recent years.

The introductory chapter of this book presents its central concept: the devastating effects of World War I and the subsequent collapse of the Russian, Habsburg, and German Empires that followed created a power vacuum. This vacuum provided opportunities for various paramilitary groups and criminal gangs (with blurred distinctions between the two) to assert power and identity through violence. The emerging nation-states that arose from the ruins of former empires lacked power and resources. For these states, violence became a tool to define themselves, mobilize their populations, and assert the ruling nation's control over the territories they claimed. Although these claims are not new in existing scholarship, the book offers a particularly valuable perspective by highlighting the wide range of violence, its actors, and their motives.

The book's scope is not limited to violence committed exclusively by new-nation states of paramilitary groups, but rather it is categorized into three forms: violence perpetrated by state actors, violence by non-state actors, and "communal violence." Each individual chapter demonstrates how this violence and the people who enacted it were often shaped by local conditions. The complex web of shifting alliances and identity, demands and expectations imposed upon a new state by their citizens emerged as a defining feature of post war violence in the region.

A common element of this violence was aggression directed at Jews, who became convenient targets for post-war hostility. Perpetrators perceived them as an "alien element" in the new national bodies, disloyal citizens, war profiteers, or unwanted economic competitors. The authors engage (in varying degrees of explicitness) with the familiar "brutalization thesis." However, though the volume's chapters emphasize the critical role of war and wartime experiences in the "brutalization" of postwar societies, they rightly caution against monocausal explanations, highlighting the complexity of postwar violence.

In the first chapter, Vytautas Petronis examines the evolution of banditry in Lithuania during the war. He identifies four phases of gradual radicalization and shifting public perceptions of bandits as their actions became increasingly brutal. These changes were driven by the ongoing conflicts making it difficult for the state to intervene, and in some cases, direct state support for violence, such as Russian plans to incite guerrilla warfare in German-occupied territory. In the second chapter, Vasily Safronov analyzes contemporary testimonies of violence against civilians by German and Russian forces along the border. He highlights the frameworks within which these testimonies were constructed, such as portrayals of Russian backwardness and barbarism or the depiction of Germans as "crusaders." These narratives were often used to support national myths of suffering and sacrifice, clearly defining the enemy while overlooking a range of violent experiences, including inter-civilian violence and sexual assault. The chapter illustrates the limitations of firsthand accounts describing violence, and how the context in which testimonies were created shape our perception of that violence.

In the third chapter, "The Military Pogroms in Lithuania, 1919–1920," Darius Staliunas returns to the book's central thesis: the Lithuanian government's inability to control its military forces was the precondition for escalating violence. He also highlights the symbolic significance of violence by military units against Jews, who were perceived as potentially disloyal citizens of the new state. Staliunas views this violence as part of the nation building process. The aftermath of the war in the "Shatterzone of Empires" was characterized by depopulation, damaged infrastructure and economic and social destruction. This made successor states uniquely susceptible to foreign intervention, and Mart Kuldkepp demonstrates this in chapter four. Analyzing the violence committed by Scandinavian

ian volunteer troops and attributing it to several factors: their unique status as foreign volunteers, diverse motivations (ranging from ideological convictions to mere adventurism or criminal behavior), disdain for the local population, and the weakness of local authorities.

Béla Bodó's fifth chapter examines "white terror" carried out by upper- and middle-class paramilitary groups, such as the Hungarian Freikorps, citizen and student militias. Unlike most paramilitary units in Europe, whose members often came from the lower middle classes, these groups comprised Hungarian elites and aristocrats. Their motives ranged from personal revenge for the previous communist government, to ideological beliefs or even the simple desire for excitement. Above all, he emphasizes economic and social motivations, including the violent restoration of the old order and the elimination of unwanted economic competition, mainly targeting Jewish entrepreneurs in the countryside. In contrast to other contributors to the volume, Bodó argues that postwar violence was not due to state weakness. Postwar chaos "only" provided a space for escalating already existing pre-war social conflicts.

In chapter six, Jochen Böehler describes the chaotic postwar period in Poland. Rather than a single government and regular army, multiple competing power centers and paramilitary units operated, each pursuing its agenda from different regions. Böehler argues that this fragmented power structure, indicative of a state's weakness, significantly shaped the nature of postwar violence. He also explores subsequent attempts to create a unified narrative of the period, attempting to align the chaos of history with the future political interests of the interwar state.

The seventh chapter by Maciej Górny highlights the central role of trains in wartime and postwar conflicts. Beyond serving as a critical means of transportation and communication, armored trains became direct participants in battles. Transportation infrastructure, especially railway stations, played a key role in these conflicts. Toward the war's end and in the immediate postwar period, trains also became conduits for violence, such as when demobilized troops spread unrest into the hinterland. Górny shows how the trains manipulated the geography of postwar violence, connecting violence from the frontlines to the backlines.

In the final chapter, "Beyond Comparison? The Challenges of Applying Comparative Historical Research to Violence," Julia Eichenberg builds on the preceding chapters to explore the potential of comparative and transnational histories of violence. She identifies three key areas where this specific perspective holds the most merit: (1) the structural and spatial conditions of violence; (2) perpetrator and victim identities; and (3) types of violence. This entangled perspective on history is not only relevant to classical social history, but also to the study of social practices, which can inspire comparative cultural histories of violence.

Overall, the volume is a successful contribution to a vibrant field of research. With its clear conception, focus on a specific space and period, and appropriate selection of high-quality studies, it avoids the common pitfall of similar books where individual contributions are only loosely related by an overarching theme. Instead, the collection strikes a balance by maintaining a plurality of approaches and arguments that effectively capture the dynamic nature of the period they study.

The book's geographical focus, however, warrants deeper reflection. Most of the chapters refer to "East Central Europe", but use of the book's subtitle to refer to "The Shaken Lands" also appears sporadically throughout the text. The authors occasionally reference concepts such as "Shatterzone of Empires." What defines this space, and how does it influence the violence that occurred within it?

In fact, the book does not address East Central Europe as a whole. It focuses on a narrower space characterized by several simultaneous phenomena: a territory directly affected by war operations, which led to widespread material destruction, depopulation, waves of migration, and damaged infrastructure. This was the territory where former empires had collapsed, and newly established successor states, weakened by the war, grappled with in-

stability and fragile legitimacy for their governance and national projects. Furthermore, it was a multi-ethnic territory where various collective identities not only clashed but were still in the process of formation. In this volatile environment, violence often became an acceptable or even normalized means of resolving conflicts and asserting authority.

This characterization does not apply to the entirety of East Central Europe (leaving aside the question of its precise borders). This may explain why Bodó's interpretation of violence in his chapter diverges somewhat from that presented in other sections. The same might be true for other East Central European countries that are not included in the volume, such as Czechoslovakia and Austria. These regions were mostly spared the direct impact of war operations. In the case of Czechoslovakia, the successful establishment of centralized state control prevented the rise of paramilitary groups after the war. Also, a comparative analysis of other postwar European regions would help to define the distinct structural features of the "Shaken Lands" and to define them more precisely.

This concluding remark is not a critique of the volume but a suggestion for future research. *The Shaken Lands* successfully encourages further scholarly inquiry into these complex and compelling themes.

Praha

Ota Konrád

Kathryn Ciancia: On Civilization's Edge. A Polish Borderland in the Interwar World. Oxford University Press. New York 2020. 343 S., Ill. ISBN 978-0-19-006745-8. (£ 77,-)

Beata Halicka: Borderlands Biography. Z. Anthony Kruszewski in Wartime Europe and Postwar America. Aus dem Poln. von Paul McNamara. Brill Schöningh. Paderborn 2021. XXII, 391 S., Ill. ISBN 978-3-657-79183-5. (€ 105,-)

Die *borderlands*, die Grenzgebiete in Ostmitteleuropa, die im Laufe der Geschichte mehrfach ihre territoriale Zugehörigkeit wechselten, multipel imperial und/oder national überformt wurden, und aufgrund irredentistischer Begehrlichkeiten besonders im Fadenkreuz der benachbarten Mächte standen, interessieren die Geschichtsschreibung zu dieser Region schon über längere Zeit. Ereignisgeschichtliche Arbeiten zur Gewaltgeschichte¹ der Grenzgebiete gehören inzwischen ebenso zum Kern der ostmitteleuropäischen Geschichtsschreibung wie die nach wie vor intensive Forschung zur Erinnerungsgeschichte.

Mit den beiden hier zu besprechenden Monografien von Kathryn Ciancia und Beata Halicka liegen zwei neue Beiträge zu den *borderlands* und Polen vor, wenngleich sie sehr unterschiedliche Fokusse haben. C. nimmt in ihrer Monografie, die auf ihrer Dissertation an der Stanford University basiert, die Grenzgebiete im östlichen Polen in den Fokus, insbesondere die Provinz Wolhynien während der Zwischenkriegszeit. Diese Region war zuvor – nach den Teilungen Polen-Litauens – Bestandteil des Russländischen Reiches gewesen. Der nach 1918 zum wiedergegründeten Polen zugeschlagene (und vor russischem militärischem Zugriff verteidigte) westliche Teil stand im Mittelpunkt polnischer Integrationsbemühungen. C. untersucht die Integrationspolitiken des multiethnischen Grenzgebiets als nationalpolnische zivilisatorische Projekte. Dies erscheint sinnvoll, denn bezüglich der Infrastruktur, Landwirtschaftstechnik und Alphabetisierungsquote sahen die polnischen Expert:innen großen Nachholbedarf – im Einklang mit dem zeitgenössischen Diskurs, der Entwicklungsstände der europäischen Regionen intensiv bewertete. Damit fügt die Vf. dem Forschungsstand zur Geschichte europäischer Zivilisierungsgedanken und -politiken einen weiteren Baustein hinzu, indem sie aufzeigt, dass Polen – selbst Projektionsfläche des Westens – im Inneren ähnliche Diskurse pflegte.

Die Arbeit ist in sieben Kapitel gegliedert, teils chronologisch, teils thematisch sortiert. Sie beginnt mit den frühen Jahren, als das Konzept eines demokratischen und souveränen

1 Vgl. z. B.: OMER BARTOV, ERIC D. WEITZ (Hrsg.): *Shatterzone of Empires. Coexistence and Violence in the German, Habsburg, Russian, and Ottoman Borderlands*, Bloomington 2013.

polnischen Nationalstaats unter der dortigen multiethnischen Bevölkerung popularisiert wurde (S. 19). Die *Straż Kresowa*, die im Gefolge der neu aufgestellten polnischen Armee in die Gebiete einrückte, sollte den ideologischen und politischen Boden für die Integration in den polnischen Staat bereiten. Bereits in dieser Gruppe zeigte sich, dass der polnischsprachigen Bevölkerung in dem multiethnischen Grenzland mehr getraut oder mehr zuge-traut wurde, während die ukrainischsprachige Bevölkerung – konsequent als Ruthenen bezeichnet, um sie nicht als eigenständige nationale Gruppe sprachlich anzuerkennen – als eine Gruppe angesehen wurde, die auf ihrem Weg hin zu vollständigen Staatsbürger:innen erst noch geschult werden müsse. Im Folgekapitel seziert C. den „Mythos der Integration“ („The Integration Myth“), der sowohl von den Politikern im Warschauer Zentrum als auch von polnischsprachigen Akteuren vor Ort vorangetrieben wurde, gespeist aus polnischna-tionalen Überzeugungen und der stetigen Befürchtung, die Region doch wieder an (Sow-jet-)Russland zu verlieren. Ein weiterer Quell der Befürchtungen waren intime Beziehun-gen zwischen zentralpolnischen Neusiedlern und lokalen Frauen, was C. in den Kontext ähnlicher Debatten der europäischen Kolonialmächte stellt, wenngleich sie auf einen wes-entlichen Unterschied verweist: Rasse spielte als Konzept keine Rolle, sondern die Reli-gion war der Referenzpunkt, wobei nationalistische Konzeptionen des Polnischen eng an den katholischen Glauben geknüpft waren. In den 1930er Jahren dann, insbesondere nach Józef Piłsudskis Tod, kamen radikalere Nationskonzepte auf, die die Bevölkerung entlang biologischer und rassistischer Kriterien wertend einteilte.

Ebenso instruktiv lesen sich C.s Ausführungen zu den Städten, die als doppelte bzw. ambivalente Projektionsfläche dienten: Zum einen wurden sie als Ausdruck der Rückstän-digkeit, als Trägerinnen des russischen imperialen Erbes, als dominiert von einer ebenfalls als rückständig markierten jüdischen Bevölkerung interpretiert. Zum anderen sahen Ange-hörige der polnischen Eliten sie als zentrale Keimstätten zur Modernisierung der Periphe-rie. Die Judenheiten der Region, insgesamt ca. zehn Prozent der Bevölkerung, waren in diesem Zusammenhang ein wichtiger Diskussionsgegenstand. Sie sollten für die polnische Moderne ebenso gewonnen werden wie ukrainische Bauern und Bäuerinnen, die nach den Polen als zweitwichtigste Bevölkerungsgruppe für die Staatsbildung galten und deren öko-nomische Bedingungen durch landwirtschaftliche Innovation verbessert werden sollten. Parallel zu allen Integrations- und Zentralisierungsbemühungen wurde ein spezifischer Regionalismus gefördert, der in den Konzeptionen neu gegründeter Museen sichtbar wur-de. Nicht zuletzt sollte er die Region bekannter machen und sie gar als Tourismusziel auf der europäischen Landkarte verorten, was allerdings eine Wunschvorstellung blieb. Abge-schlossen wird die Arbeit mit einem Fazit, das sowohl zusammenfasst als auch die nahe-liegende Frage aufgreift, wieso es in dieser Region im Zweiten Weltkrieg zu solch einem Gewaltausbruch kam. C. argumentiert u. a. mit dem Fehlen gesellschaftlicher Solidarität, was die sowjetischen und nationalsozialistischen Neuordnungsprojekte erleichtert habe.

H. hat eine Biografie Zbigniew Anthony Kruszewskis, einem 1952 aus Polen emigrier-ten Professor für Politikwissenschaften an der University of Texas at El Paso (UTEP), vorgelegt. Mit seinen Publikationen hat Kruszewski entscheidend zur Entwicklung des Forschungsgebiets der *Borderland Studies* in den USA beigetragen. Die Auseinanderset-zung mit Grenzen und Grenzgebieten spiegelt dabei seine Biografie wider, die von Migra-tion, der Grenzverschiebung Polens und dem Leben in verschiedenen Grenzregionen ge-prägt wurde. H. strebt eine Einbettung der persönlichen Geschichte Kruszewskis in einen transnationalen Kontext an, denn als Geschichte der Migration von Polen nach Westeuropa und schließlich in die USA verlange sie nach Erklärungsrahmen, die tragfähiger seien als nationale Historiografien. Das Buch basiert zu einem großen Teil auf Interviews, die H. mit Kruszewski während ihrer Zeit als Gastprofessorin an der UTEP geführt hat. Quellen-material aus Archiven in Polen, Großbritannien, Frankreich und den USA wird herangezo-gen, um die Informationen aus den Interviews zu verifizieren und arrondieren. Den glei-chen Zweck erfüllen weitere von der Autorin geführte Interviews mit Wegbegleiter:innen Kruszewskis und einschlägigen Expert:innen, wie Julian Borkowski vom Museum War-

schau. Ein Verzeichnis der Interviews fehlt jedoch. H. stellt in ihrer Analyse die veränderliche Selbstidentifizierung Kruszewskis, insbesondere seinen Patriotismus und sein Verhältnis zur polnischen Diaspora, in den Mittelpunkt. In diesem Zusammenhang hebt die Autorin die vielfältigen Formen hervor, die Patriotismus in individuellen Selbstkonzeptionen einnehmen kann – mehrere patriotische Zugehörigkeiten könnten in einer Person nebeneinander bestehen. Gemäß dem Fokus auf die Identitätsentwicklung Kruszewskis im Kontext seiner Migrationsgeschichte, gliedert sich das Buch in seine prägenden Lebensabschnitte und vollzieht dabei die Entwicklung seiner Identität als polnisch-amerikanischer Grenzgänger und Brückenbauer nach.

Das erste Kapitel widmet sich der Familiengeschichte Kruszewskis und seiner „patriotischen Erziehung“ (S. xviii) bis zur deutschen Besatzung. Dabei befragt H. Kruszewski auch zu seinen Erinnerungen an antisemitische Gewalt und das Warschauer Ghetto, in dessen Nähe Kruszewski zu dieser Zeit lebte. Dann folgt ein Kapitel zu seiner Beteiligung am Warschauer Aufstand durch seine Mitgliedschaft in den *Szare Szeregi* (Grauen Reihen), wo er u. a. im Postdienst als Kurier eingesetzt wurde: „at this stage Kruszewski terms himself Polish without hesitation“ (S. xviii). Seine Zeit als Kriegsgefangener, die er vor allem im Stammlager X B bei Sandbostel verbrachte, bildet den Kern des dritten Kapitels. Hier habe sich die Ankunft evakuierter KZ-Insassen besonders in sein Gedächtnis eingebrannt. Seinem eigenen Selbstverständnis nach ist Kruszewski eher ein Pfadfinder geblieben. Deshalb – und von dieser schwierigen Entscheidung handelt das vierte Kapitel – habe er keine militärische Karriere angestrebt. Die folgenden Kapitel handeln von Kruszewskis Weg über Großbritannien in die USA, wo er eine akademische Karriere als Politikwissenschaftler einschlug und immer engeren Kontakt zur „Polonia“ aufbaute. Schließlich zog es ihn als Professor der Politikwissenschaft nach El Paso, wo er, nachdem er schon in seiner Dissertation zur Oder-Neiße-Grenze gearbeitet hatte, die Forschungsdisziplin der *Borderland Studies* vorantrieb. Überdies wurde er Board Member des El Paso Holocaust Museums und ein in der Presse gefragter Experte für die Staaten des damals sogenannten Ostblocks. Zum Zeitpunkt der Interviews mit H. beschrieb Kruszewski sich schließlich – nach mittlerweile 60 Jahren in den USA – als „American born in Poland“ (S. xviii). Die Biografie bietet einen interessanten Einblick in ein polnisches (Emigranten-)Leben in den USA und stellt einen gelungenen mikro- und akteurszentrierten Beitrag zur Migrationsgeschichte und zur Geschichte der *borderland studies* dar.

In all ihrer Unterschiedlichkeit sind beide Bücher als wichtiger Beitrag zu den Forschungen zu Grenzgebieten zu verstehen. H.s Forscherbiografie zeigt, wie Herkunft das Interesse an einer Fragestellung herausbilden kann, die dann zum wichtigen komparativen Forschungsgebiet wurde. C.s Studie verortet polnische Grenzgebietspolitiken und -projektionen gekonnt in einer europäischen, gar globalen Geschichte.

Berlin
Leipzig

Oskar Lietz
Maren Röger

Hana Svobodová: Sprachkontakt, Bevölkerungsaustausch und Sprachwechsel nach 1945. Am Beispiel von Braunau/Broumov in Böhmen. Peter Lang. Berlin u. a. 2024. 320 S., Ill. ISBN 978-3-631-88214-6. (€ 69,95.)

Das im Nordosten Tschechiens nahe der polnischen Grenze gelegene 7.000-Einwohner-Städtchen Broumov (Braunau) und seine Umgebung stehen exemplarisch für böhmische Regionen, in denen sich über die Jahrhunderte neben der ursprünglich tschechischen Bevölkerung ein wachsender deutschsprachiger Anteil etablierte, der häufig zahlenmäßige Dominanz erlangte. Auch Braunau galt bis 1945 als vorwiegend deutschsprachige Stadt, was sich aber mit der Aussiedlung der meisten Deutschen und der Ansiedlung von Menschen aus anderen Teilen der Tschechoslowakei änderte. Die aus solchen Verschiebungen resultierende komplexe sprachliche, insbesondere dialektale Situation in diesen Gegenden

ist bislang wenig erforscht. Insofern leistet Hana Svobodová mit ihrer Monografie, die aus ihrer Leipziger Dissertation von 2019 hervorgegangen ist, echte Pionierarbeit.

Im ersten von insgesamt zehn Kapiteln führt die Vf. in die Problematik ein und behandelt wichtige theoretisch-methodische, terminologische sowie quellspezifische Grundlagen. Es solle „ein Gesamtbild der Sprachsituation im Untersuchungsgebiet aufgezeigt werden, welches zugleich einen Beitrag zur Erforschung des deutsch-tschechischen Sprachkontaktraumes darstellt“ (S. 11). Kap. 2 gibt einen Überblick über die deutsche Besiedelung der böhmischen und mährischen Randgebiete seit dem 12. Jh. und die Entwicklung des tschechisch-deutschen Zusammenlebens, ferner über die Geografie und Geschichte Broumova. Nach der Präsentation von Informationen zum empirischen Teil ihrer Forschung (u. a. Kriterien der Befragung, Datenerhebung und -analyse; Kap. 3) geht die Vf. zum soziolinguistischen Teil ihrer Studie über (Kap. 4). Sie stützt sich vorwiegend auf Konzepte der amerikanischen und tschechischen Forschung und interessiert sich dabei namentlich für die Frage, was die Neubesiedelung nach der Vertreibung der Deutschen für Broumov und Umgebung in sprachlicher Hinsicht bedeutete. Da die Neusiedler:innen größtenteils aus ebenfalls zum nordostböhmischen Dialektgebiet gehörigen Nachbarregionen stammten, sei von einer weitgehenden „dialektalen Homogenität“ (S. 68) auszugehen. Es folgen ausführliche Listen zur Herkunft und dialektalen Zuordnung der Neuankömmlinge, wobei auch weitere wesentliche soziolinguistische Faktoren wie Alter, Bildung/Beruf und Geschlecht berücksichtigt werden.

Der Schwerpunkt von Kap. 5 liegt im dialektologischen Bereich. An die Einführung in die Typologie der tschechischen Dialekte und deren Merkmale schließt sich die nähere Beschreibung der nordostböhmischen Dialektgruppe an, insbesondere des Broumover Dialekts. Wichtig ist in diesem Kontext der einschränkende Hinweis der Vf., dass die Dialekte in Tschechien aufgrund der starken Vereinheitlichungstendenzen durch die Hochsprache des Schrifttschechischen (*spisovná čeština*) und das umgangssprachliche Gemeintschechische (*obecná čeština*) in der mittleren und jüngeren Generation nicht mehr sehr stark ausgeprägt seien und deshalb eher eine untergeordnete Rolle spielten. Einige Bemerkungen zu den früheren deutschen Dialekten in Böhmen, insbesondere zum „Braunauer Dialekt“, leiten über zur Thematik von Kap. 6, den deutsch-tschechischen Sprachbeziehungen in der behandelten Region. Auf der Grundlage kontaktlinguistischer Methoden betrachtet die Vf. den dort lange Zeit herrschenden Bilinguismus in seiner historischen Entwicklung. Diese ließe sich grob als Prozess von der tschechischen Einsprachigkeit im Mittelalter über die Zweisprachigkeit, in der das Deutsche zunehmend zur dominierenden Sprache wurde, hin zur erneuten tschechischen Einsprachigkeit nach 1945 skizzieren.

Im 7. Kap. widmet sich S. gezielt ihren empirischen Untersuchungen, deren Ergebnisse in eine umfassende Beschreibung des Broumover Dialekts nach phonetischen, morphologischen, syntaktischen und lexikalischen Kriterien münden. Ein exemplarischer Vergleich mit dem Nachbardialekt der Region um Hlavňov ergibt kaum signifikante Unterschiede, was die These von der „dialektalen Homogenität“ nach 1945 bestätigen soll. Kurz angesprochen werden auch einige Besonderheiten des Tschechischen, wie es von der deutschsprachigen Bevölkerung Broumova verwendet wurde. Kap. 8 listet – vorwiegend lexikalische – Elemente aus dem Deutschen auf, die sich bis heute im Broumover Dialekt erhalten haben, sowie umgekehrt tschechische Einflüsse im früheren „Braunauer Dialekt“. In den beiden letzten Kapiteln werden die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit resümiert, wobei insbesondere die Zugehörigkeit des Broumover Dialekts zur nordostböhmischen Dialektgruppe, seine Homogenität nach 1945/46, der Einfluss sprachlicher und nichtsprachlicher Faktoren (Alter, Bildung) auf die Verwendung des Dialekts sowie die anhaltenden Nachwirkungen des deutschen Einflusses auf diesen in den Vordergrund gestellt werden. Ergänzt wird das Resümee um eine – leider nur sehr knappe – Prognose zu den weiteren Entwicklungen im sprachlich-dialektalen Bereich. Außerdem werden Möglichkeiten diskutiert, inwieweit die vorgelegten Ergebnisse im Schulunterricht Verwendung

finden könnten. Der Anhang enthält neben Literatur- und Quellenverzeichnis auch die transkribierten Texte aus den Befragungen bzw. Interviews.

Die Leistung der Studie kann vor allem darin gesehen werden, dass hier das Sprachprofil einer abgegrenzten, überschaubaren Region in diachroner wie synchroner Perspektive auf der Grundlage reichen Textmaterials beleuchtet und das Zusammenspiel der dort im Laufe der Geschichte aufeinandergetroffenen Sprachen und Dialekte systematisch beschrieben werden. Die Erkenntnis, dass der Kontakt von alteingesessener tschechischer Bevölkerung und Neusiedler:innen nach 1945 in sprachlicher Hinsicht kaum Wirkung entfaltete, ist freilich erwartbar und wenig überraschend. Interessanter erscheint mir da schon die Tatsache, dass im Broumover Dialekt dort, wo er überhaupt noch gesprochen wird, d. h. vor allem in der älteren Generation, ein starker Einfluss des Deutschen lebendig geblieben ist.

Die Untersuchung ist in einer ausgesprochen klaren, gut nachvollziehbaren Sprache geschrieben und besticht durch eine übersichtliche Strukturierung, ein systematisches wissenschaftliches Vorgehen und eine Fülle an Beispielen und Belegen. Mitunter übertreibt es die Vf. mit der Gründlichkeit aber ein wenig, etwa wenn sie aus der Literatur bekannte bzw. gut recherchierbare Sachverhalte detailliert ausbreitet, bei denen kurze Quellenverweise ausreichen würden (vgl. z. B. den ausführlichen Überblick über die tschechische Dialektologie). Dieses Ausholen behindert letztlich den thematischen Duktus nicht unerheblich. Neben diesem zugegebenermaßen eher formal-methodischen Problem gibt es auch ein paar grundsätzlichere Kritikpunkte: Die beiden zentralen thematischen Aspekte, Dialektzuordnung und Sprachkontakt, werden jeder für sich erschöpfend behandelt, stehen aber merkwürdig isoliert und unverbunden nebeneinander, so dass es schwierig ist, das eigentliche Anliegen der Arbeit zu identifizieren. Offen bleibt auch die klare Benennung des Forschungs-Inputs der Studie, woraus sich Anschlussmöglichkeiten für die weitere Forschung ableiten ließen. Schließlich vermisst man auch einen Hinweis darauf, inwieweit die untersuchte Region repräsentativen Charakter für das frühere ‚Sudetenland‘ beanspruchen darf und ob die erzielten Ergebnisse auch auf andere Gebiete übertragbar sind.

Summa summarum besteht die Bedeutung der vorliegenden Arbeit primär darin, dass sie einen umfassenden Pool an wertvollen Textmaterialien bereitstellt, viele neue Erkenntnisse im interdisziplinären Spektrum zwischen Linguistik, Historiografie, Kulturwissenschaft und Soziologie zutage fördert und gleichzeitig auf lange Zeit übersehene Problemfelder aufmerksam macht, deren weitere Erforschung fraglos lohnend wäre.

Marburg

Reinhard Ibler

Jerzy Giedroyc, August Zamoyski, Hélène Zamoyska: Listy 1956–1970. [Briefe 1956–1970.] Hrsg. von Agnieszka Papińska und Andrzej Stanisław Kowalczyk. Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego. Łódź 2024. 716 S. ISBN 978-83-8331-403-7.

Die Edition beinhaltet den Briefwechsel zwischen Jerzy Giedroyc, dem langjährigen Redakteur der polnischen Exilzeitschrift *Kultura* und Leiter des Institut Littéraire mit Sitz in Maisons-Laffitte bei Paris, und dem Ehepaar August und Hélène Zamoyski. Giedroyc korrespondierte mit den beiden separat, wobei der Briefwechsel mit Hélène Zamoyski überwog.

Der international bekannte Bildhauer August Zamoyski (1893–1970) entstammte einer polnischen Adelsfamilie. Er studierte Philosophie in Fribourg (Schweiz) und Heidelberg, verbrachte in der Zwischenkriegszeit mehrere Jahre in Paris, lebte später (1940–1955) in Brasilien und ließ sich schließlich 1955 in Frankreich nieder.¹ In dieser letzten Phase seines Lebens konzentrierte er sich auf religiöse Werke und theoretische Überlegungen zum

1 Einen hervorragenden Einstieg in sein Leben und Werk bildet das Album: ANNA LIPA (Hrsg.): August Zamoyski. Myśleć w kamieniu [August Zamoyski. Im Stein denken], Warszawa 2019.

Wesen der Kunst. Seine Briefe an Giedroyc und die drei im Anhang veröffentlichten kunsttheoretischen und autobiografischen Studien, darunter ein Ineditum, legen davon beredtes Zeugnis ab. Diese Reflexionen bilden offensichtlich ein Leitmotiv des Briefwechsels, ein weiteres besteht in der Einschätzung der politischen Entwicklung in der Volksrepublik Polen seit dem Beginn der Liberalisierung Mitte der 1950er Jahre. Seit September 1956 reiste Zamoyski mehrmals nach Polen und lehrte an der Warschauer Polytechnischen Hochschule; insgesamt verbrachte er in dem Land mehr als einhalb Jahre. Er berichtete Giedroyc regelmäßig über die dortige politische Lage; in der Summe attestierte er „einen schmerzlichen Rückschritt in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht unter dem Einfluss der getarnten sowjetischen Besatzung“ (Brief vom 10. November 1962, S. 256). Giedroyc wiederum gestand im Nachhinein ein, dass seine Unterstützung des Ersten Sekretärs der Kommunistischen Partei Polens, Władysław Gomułka, im Jahr 1956 ein Fehler gewesen sei – „ich war sehr naiv, als ich mich damals Illusionen hingab“, schrieb er in einem Brief vom 26. Oktober 1962 (S. 252).

1958 heiratete Zamoyski die Literaturwissenschaftlerin Hélène Peltier (1924–2012). In demselben Jahr begann auch der Briefwechsel des Ehepaars mit Giedroyc (beide schrieben auf Französisch, für die Edition wurden die Briefe ins Polnische übersetzt). Peltier verbrachte viele Jahre in der stalinistischen Sowjetunion, wo ihr Vater, Admiral Marius A. Peltier, Marineattaché an der französischen Botschaft war. Als eine der wenigen Ausländer durfte sie in den Jahren 1947–1950 an der Moskauer Universität studieren, später war sie als stellvertretende Kulturattachée an der französischen Botschaft tätig. Nach dem Ende ihrer diplomatischen Tätigkeit besuchte sie noch mehrmals das Land.

Im Laufe der Zeit knüpfte Zamoyska freundschaftliche Kontakte zu sowjetischen Schriftstellern, darunter zu Boris Pasternak (1890–1960), Andrej Sinjavskij (1925–1997) und Julij Daniel' (1925–1988). Sie nutzte ihre Reisen zwischen Frankreich und Moskau, um die ihr von diesen Schriftstellern übergebenen Manuskripte in den Westen zu bringen und Verleger für sie zu finden. Es war ihre Entscheidung, Giedroyc mehrere Manuskripte von Sinjavskij und Daniel' anzuvertrauen, der diese ab 1959 in seinem Verlag Institut Littéraire veröffentlichte, zunächst in der *Kultura*, später auch in Buchform auf Polnisch und Russisch. Sie erschienen unter Pseudonymen; Giedroyc kannte die Identität der beiden Autoren nicht – er handelte im vollen Vertrauen in Zamoyska. Ihre Korrespondenz ist ein bewegendes Zeugnis dieser engen Zusammenarbeit. Wie die Hrsg. zu Recht anmerken (S. 330, Fußnote 604), war Giedroyc bei diesem Austausch wesentlich offener in Bezug auf seine Vorhaben als gegenüber seinen Mitarbeitern. Dieser Einblick macht diese Korrespondenz zu einer beachtenswerten Quelle.

Unter den spezifischen Umständen des Kalten Krieges wurden die Publikationen zu einer Sensation. Innerhalb kurzer Zeit folgten Übersetzungen in mehrere Sprachen und Veröffentlichungen in renommierten westlichen Verlagen, darunter auch in der Bundesrepublik. Die Verfügung über die Autorenrechte bedeutete für den kleinen Exilverlag Institut Littéraire einen immensen Zuwachs an Renommee und verbesserte dessen finanziellen Lage. Zamoyska gelang es, einen Teil der Honorare den beiden Autoren in Moskau zu überreichen, was unter den damaligen Umständen sicherlich ein gefährliches Unterfangen war.

Eine besondere Intensität erreichte der Briefwechsel zwischen Giedroyc und Zamoyska ab September 1965, als es dem sowjetischen Sicherheitsdienst gelungen war, die Identität der beiden Autoren festzustellen – es folgten Verhaftung, ein Gerichtsverfahren und Freiheitsstrafen unter dem absurden Vorwurf der Verbreitung antisowjetischer Propaganda im Ausland. Dank ausführlicher Erläuterungen der Hrsg. ist diese Entwicklung für den Leser gut nachvollziehbar. Giedroyc und Zamoyska tauschten sich über die Möglichkeiten aus, den beiden Schriftstellern zu helfen, initiierten mediale Aktionen innerhalb und außerhalb von Frankreich und appellierten an politische Entscheidungsträger, u. a. an den französischen Kulturminister André Malraux (vgl. den Brief von Giedroyc an Zamoyska vom 27. September 1967 und den Brief von Zamoyska an Giedroyc vom 31. Oktober 1967, S. 468

ff.). Unmittelbar nach dem Ende des Gerichtsverfahrens gelang es Zamoyska, ein Stenogramm des Prozesses zu erhalten. Es erschien im Institut Littéraire, versehen mit ihrem Vorwort, in dem sie auch ihre Rolle als Vermittlerin offenlegte. Sowohl in diesem Beitrag als auch in den Briefen zeigt sich Zamoyska als moralisch integre und geradlinig handelnde Person.

Die Verhaftung und Verurteilung Sinjavskijs und Daniel's löste unter den sowjetischen Intellektuellen eine Solidaritätswelle aus, die in der Forschung als Geburtsstunde der dortigen Menschenrechtsbewegung bezeichnet wird. Dank ihrer Kontakte konnte Zamoyska diese Entwicklung zeitnah dokumentieren und Giedroyc informieren, der darüber in der *Kultura* berichtete.

Die Korrespondenz ist sorgfältig ediert und mit ausführlichen Erläuterungen versehen, die es ermöglichen, die einzelnen Themen zu vertiefen. Den Hrsg. ist eine Edition gelungen, die dem Leser nicht nur dieses außergewöhnliche Ehepaar näherbringt, sondern auch einen bemerkenswerten Abschnitt der Geschichte der *Kultura*, der Ost-West-Konfrontation und nicht zuletzt der Sowjetunion präsentiert.

Berlin

Bernard Wiaderny

Die Ukraine, Russland und die Deutschen. 1990/91 bis heute. Hrsg. von Sybille Steinhacher und Dietmar Süß. (Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd. 21.) Wallstein Verlag. Göttingen 2024. 245 S., Ill. ISBN 978-3-8353-5508-8. (€ 20,—)

Was auf dem Dachauer Symposium zur Zeitgeschichte vom Oktober 2022, dessen Beiträge zwei Jahre später in Buchform erschienen sind, über die Ukraine, Russland und die Deutschen gesagt wurde, stand noch unter dem unmittelbaren Eindruck des russischen Angriffs auf die ganze Ukraine vom Februar desselben Jahres. Immerhin konnten die Autorinnen und Autoren für die Drucklegung ihrer Aufsätze noch auf die Entwicklungen bis Anfang 2023 zurückgreifen. Allerdings steht nicht der Krieg an sich im Mittelpunkt, sondern die längerfristigen gesellschaftlichen Bedingungen in der Russländischen Föderation, die ihn in seiner derzeitigen Form begünstigen. Daher spielt die Frage der Aktualität keine entscheidende Rolle für eine Auseinandersetzung mit dem Inhalt; „die Deutschen“ hingegen und ihre Sicht auf die östlichen Nachbarn werden trotz ihrer Erwähnung im Titel des Bandes nur am Rande thematisiert. Wer sich z. B. für die gescheiterte deutsche Russlandpolitik interessiert, sollte sich anderswo informieren.¹

Mit Ausnahme von Jan Zofkas Analyse über Aufstieg und Fall der pro-russländischen Bewegung auf der Krim nach 1991 dreht sich in diesem Band viel um Geschichtspolitik. Natalia Kolyagina liefert einen guten Überblick über die Tätigkeit der Gesellschaft „Memorial“ seit ihrer Gründung 1989 in einem post-sowjetischen Russland, das der Erinnerung an den Stalin'schen Terror zwar einen gewissen Platz einräumte, sich aber nie von den tradierten Praktiken der Unterdrückung lossagte. Inoffizielles Gedenken wurde mehr und mehr in die Illegalität verbannt. Demgegenüber zeigt Franziska Davies hinsichtlich des Umgangs der ukrainischen Demokratie mit Holodomor und Holocaust, dass Debatten und Kontroversen zwischen verschiedenen Trägern der Erinnerung bei allen Extremen der Positionen weiterhin ausgehalten werden. Der Schwerpunkt der Beiträge liegt jedoch auf Erinnerungsdiskursen und Geschichtspropaganda in Vladimir Putins Russland. Katja Makhotina hebt die Tendenz zur russischen Selbstviktimisierung seit den 2000er Jahren hervor, in deren Rahmen z. B. sowjetische Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter nicht mehr pauschal als „Verräter“ abgestempelt werden wie noch von der sowjetischen Geschichtspolitik, sondern nun – wie auch die gesamte Bevölkerung – als Opfer

1 MICHAEL THUMANN: *Revanche. Wie Putin das bedrohlichste Regime der Welt geschaffen hat*, München 2023; REINHARD BINGENER, MARKUS WEHNER: *Die Moskau-Connection. Das Schröder-Netzwerk und Deutschlands Weg in die Abhängigkeit*, München 2023.

des nationalsozialistischen Genozids gelten. Unter dem Titel „radikalisierte Geschichte“ zeichnet Timm Schönfelder Kontinuitäts- wie auch Eskalationslinien in Putins Rhetorik nach. Er erinnert daran, dass schon der Krieg gegen tschetschenische Separatisten propagandistisch dem Kampf gegen den Nationalsozialismus gleichgestellt worden sei; der Sieg von 1945 wurde gesamtgesellschaftlich „russifiziert“, Kollaboration mit den Nazis hingegen „ukrainisiert“. Wie sehr sich die Orthodoxe Kirche in diesen Kanon einklinkt, zeigt Alena Alshanskaya eindringlich. Die von ihr zusammengestellten Zitate religiöser Führer dokumentieren in erschütternder Weise deren „eklatante Enthumanisierung“ (S. 221). In ihrem Beitrag analysiert sie die Rolle des *russkij mir* als utopischen Bezugspunkt, in dem die individuellen Menschenrechte gegenüber den Gruppenrechten der Nation bzw. der Religion völlig bedeutungslos geworden sind.

Generell fragt man sich, warum solch ein Symposium, das sich ja explizit nicht nur an die engere Osteuropa-Zunft richtet, nicht schon im Herbst 2014 in Dachau stattgefunden hat. Sybille Steinbacher und Dietmar Süß betonen in ihrer Einleitung zu Recht, dass z. B. „Memorial“ schon vor 2022 von staatlicher Seite drangsaliert worden sei. Die Frage, warum Moskau erst Kyiv angreifen musste, bevor das Bedrohungspotenzial der Putin'schen Diktatur auch für die Bundesrepublik zum Thema wurde, bleibt unbeantwortet (auch wenn Volkhard Knigge sie stellt, S. 137). Überraschenderweise findet sich im Personenregister dieser geschichtswissenschaftlichen Publikation der Name des Punksängers Campino von den „Toten Hosen“. Dass sich der ehemalige Wehrdienstverweigerer angesichts des russischen Angriffskrieges in einem Interview vom Mai 2022 zur militärischen Verteidigung der europäischen „Wertegemeinschaft“ bekannt hat, gilt den beiden Hrsg. nicht zu Unrecht als Symbol der „Zeitenwende“, das sie an den Anfang ihrer Einleitung stellen (S. 9). Warum diese „Zeitenwende“ erst 2022 eintrat, wird nicht weiter hinterfragt.

Selbstkritik findet man allerdings in der Betrachtung des Osteuropahistorikers Martin Aust über Russland und sein imperiales Erbe. Explizit fragt sich Aust, warum es ihm auch nach der Annexion der Krim als „undenkbar“ erschien (S. 46), dass Putin letztlich die gesamte Ukraine zerstören wollte. Dessen neo-imperialer Revisionismus, wie er sich heute zeigt, sei allerdings nicht mit einem mythischen „Fluch“ des Imperiums zu erklären, wie er mit indirektem Hinweis auf Martin Schulze Wessels Buch betont.² Dafür bedürfe es eines Akteurs, der sich dann wie Putin nach 2012 mehr und mehr dem aggressiven Potential des imperialen Erbes verschrieben habe. Dessen Scheitern, so Aust, sei jedoch vorhersehbar, und die Ukraine werde gewinnen (S. 59). In sehr viel vorsichtiger Manier prophezeit Joachim von Puttkamer in seinem Beitrag über die Kriegsziele Putins, dass die Ukraine nur gewinnen könne, wenn dieser mit seinem Regime stürze (S. 201). Putin suche in der Ukraine „die Entscheidung in einer geopolitischen Konfrontation“ mit dem Westen (S. 198), die sich jedoch auch dann nicht entschärfen ließe, sollte der Westen die Ukraine preisgeben. Daher seien der Spielraum und die Erfolgsaussichten für Verhandlungen eher gering.

Dass im Herbst 2024 Landtagswahlen im Osten der Bundesrepublik auch über diesen Punkt der „Verhandlungen“ mit Russland entschieden wurden, verdeutlicht nur, dass der Aspekt der „Deutschen“ in diesem Band leider tatsächlich etwas zu kurz kommt. Immerhin zeichnet Knigge mit einem Fokus auf den deutschen Debatten die diversen Kontexte und Funktionen von Vergleichen mit dem NS-Regime nach. Für ein genaueres Verständnis des russischen Krieges gegen die Ukraine seien diese Vergleiche irrelevant, man brauche sie nicht, um den verbrecherischen Charakter des Vorgehens Moskaus zu begreifen. Statt sich „des Nationalsozialismus wie eines Passepartouts“ zu bedienen, müsse man die Erfahrung des NS-Terrors begrifflich prägnant in Erinnerung halten, aber zugleich eine analytisch treffende Sprache für neue „Untaten und Schrecken“ finden (S. 140). Dabei muss man seiner Argumentation, die Verwendung des Begriffs „Vernichtungskrieg“ für den russischen

2 MARTIN SCHULZE WESSEL: Der Fluch des Imperiums. Die Ukraine, Polen und der Irrweg in der russischen Geschichte, München 2023.

Angriff auf die Ukraine zu vermeiden, da er „uneindeutig“ und „hypothetisch“ sei – und letztlich wohl nur für den deutschen Krieg gegen die Sowjetunion Gültigkeit beanspruchen soll – nicht folgen. Sein Plädoyer für eine adäquate Sprache für das neue Grauen bleibt davon unbenommen.

Der Band schließt mit der Dokumentation einer Podiumsdiskussion, an der mit Irina Ščerbakova auch eine führende Vertreterin von „Memorial“ teilnahm. Doch umfasst der Text offenbar jeweils nur ein Statement der Teilnehmenden, weshalb sich der Verlauf der Diskussion im Nachhinein leider nicht so recht erschließt. Insgesamt stellt der Band aber eine wichtige Momentaufnahme der deutschen Debatte über Russlands Krieg gegen die Ukraine dar, dessen Lektüre all jenen zu empfehlen ist, die immer noch eine viel zu romantische Vorstellung von der Moskauer Diktatur haben.

Tallinn

Karsten Brüggemann

Rüdiger Ritter: Der Tröster der Nation. Stanislaw Moniuszko (1819–1872) und seine Musik. (Polnische Profile, Bd. 6.) Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2019. VI, 256 S., Ill., Notenbsp. ISBN 978-3-447-11109-6. (€ 29,–) – Nationale Geschichtsbetrachtungen rücken heute wieder stärker ins Zentrum öffentlicher Debatten. Deshalb mag es besonders anregend sein, sich gerade jetzt Rüdiger Ritters Moniuszko-Biografie zuzuwenden, die auf der Dissertation des Autors aus dem Jahr 2005 basiert. Bereits auf den ersten Blick nimmt der übersichtliche Umfang von 256 Seiten für sich ein, hinter dem sich eine gut lesbare, klar strukturierte und inhaltsreiche Arbeit verbirgt, die sich zudem einer von der deutschsprachigen Musikwissenschaft sträflich vernachlässigten Person zuwendet: dem Komponisten Stanisław Moniuszko als Kristallisationspunkt der polnischen Musikgeschichte des 19. Jh. Im zentralen biografischen Kapitel gibt der Autor einen detaillierten Überblick über Moniuszkos Leben und Wirken zwischen Minsk, Wilna und Warschau. Der zweite Schwerpunkt liegt in der Betrachtung von dessen bekanntestem, als polnische Nationaloper gefeiertem Werk, der Oper Halka, in Hinsicht sowohl auf die europäische Gattungsgeschichte als auch auf den Diskurs einer polnischen Nationalmusik. Als Verbindungsglied zwischen den beiden Kapiteln dient eine Diskussion des Nationsverständnisses und der künstlerischen Konzeption des Komponisten, in dem der Vf. sowohl musikalisch als auch rezeptionsästhetisch die Widersprüche herausarbeitet, die sich in Bezug auf Moniuszkos Stellung als Nationalkomponist in einer Nation ohne Staat ergeben. So bringt bereits der Lebensweg des Komponisten zwischen Litauen, Weißrussland, Polen und Russland (als sich überlappende und durch mannigfaltige politische Machtbeziehungen geprägte nationale Sphären verstanden) die eindeutige polnische Identität Moniuszkos in Schwanken. Auch setzte sich Halka, ohne die seit der zweiten Hälfte des 19. Jh. kein polnisches Opernhaus eröffnet werden kann, keineswegs umstandslos durch: R. zeichnet nach, dass und wie bestimmte sozialkritische Elemente der Handlung (die das Bild des polnischen Adels als Garant nationaler Identität bedrohten) und die kulturpolitischen Konflikte, die die Uraufführung des Werks verzögerten, im Laufe der folgenden Jahrzehnte in Presse und Musikschrifttum derart geglättet wurden, dass das Werk zum Kristallisationspunkt einer übergreifenden polnischen musikalischen Identität werden konnte. In diesem Zuge zieht er auch Vergleiche zu dem international ungleich bekannteren polnischen Nationalhelden Frédéric Chopin. Damit hinterfragt R. ganz grundsätzlich – und gänzlich unpollemisch – das in der Musikgeschichtsschreibung des 19. Jh. vorherrschende Narrativ einer quasi natürlich aus der Volksmusik entstandenen jeweiligen „nationalen Musik“, das besonders in Bezug auf die osteuropäische Musik bis heute allzu umstandslos wiederholt wird.

Magdeburg

Ulrike Schröder

